

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 4 (1939)

Rubrik: Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE

INHALT

SOMMARIO

J. ESCHER-BÜRKLI, *Wiesen und Matten* (R. Hotzenköcherle), p. 123. — J. SVENNUNG, *Kleine Beiträge zur lateinischen Lautlehre* (A. Debrunner), p. 128. — E. LÖFSTEDT, *Vermischte Studien zur lateinischen Sprachkunde und Syntax* (L. Spitzer), p. 129. — *Donum natalicium Carolo Jaberg* (K. Jaberg), p. 135. — F. BRUNOT, *Histoire de la langue française*, Tome VIII (G. Gougenheim), p. 144. — F. L. SCHÖELL, *La langue française dans le monde* (G. Gougenheim), p. 149. — I. SCHÖENIAN, *Die Sprache des Cartulaire de l'Abbaye du Val-Benoit* (Th. Gossen), p. 152. — E. LERCH, *Historische französische Syntax*, III (E. Richter), p. 155. — B. HASSELROT, *Etude sur les dialectes d'Ollon et d'Aigle* (K. Jaberg), p. 164. — A. DEVAUX, *Les Patois du Dauphiné* (W. Gerster), p. 175. — M. VALKHOFF, *Philologie et littérature wallonnes* (L. Remacle), p. 177. — S. SYLVAIN, *Le créole haïtien* (G. Gougenheim), p. 182. — P. SELLA, *Glossario Latino Emiliano* (H. Boßhard), p. 184. — B. MIGLIORINI, *Lingua contemporanea* (K. Jaberg), p. 188. — G. DIETRICH, *Syntaktisches zu Kalila wa Dimna* (E. Seifert), p. 193. — P. SKOK, *Dolazak Slovena na Mediteran* (E. Dickenmann), p. 199.

J. ESCHER-BÜRKLI, *Wiesen und Matten in der Schweiz*, C. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1937, Kommissionsverlag Beer & Co. in Zürich.

J. Escher-Bürkli, der Verfasser des zwanzigbändigen Namenverzeichnisses des Siegfried-Atlases¹, untersucht in der vorlie-

¹ *Ortsnamen der Schweiz*, nach dem Topographischen (Siegfried-) Atlas zusammengestellt von J. ESCHER-BÜRKLI, 1905–1919. Je 1 Exemplar des Gesamtwerkes liegt beim Verfasser, auf der Zentralbibliothek Zürich und bei der Redaktion des Schweizerischen Idiotikons in Zürich.

genden Arbeit die geographische Verteilung von «Wiese» und «Matte» (samt Verkleinerungsformen und Zusammensetzungen mit einer dieser Formen als erstem oder zweitem Glied) im Flurnamenmaterial der deutschen Schweiz, soweit dieses eben im Topographischen Atlas zugänglich ist. Da nicht weniger als 4% sämtlicher Signaturen des Topographischen Atlas die Namen «Wiese» und «Matte» in einfacher Form, verkleinernder Ableitung oder Zusammensetzung enthalten, und da der Begriff ja auch im appellativen Wortschatz der deutschen Schweiz eine wichtige Rolle spielt, ist eine monographische Bearbeitung in der Art der hier zu besprechenden durchaus gerechtfertigt.

Die am Schluß beigegebene Karte veranschaulicht die flurnamengeographische Situation aufs deutlichste: «Matte» herrscht westlich-südwestlich der Linie Aare-Limmat-Zürichsee-Linth-Walensee-Seez; nördlich-nordöstlich davon, rechts dieses Wassergrabens, gilt «Wiese». Diese Grenze ist in ihrem nördlichen Hauptstück (vom Rhein bis gegen Zürich) denkbar scharf, im Mittelstück (Schlieren bis Hurden) immerhin noch deutlich erkennbar, wenn auch dem Graben entlang zahlreiche «Wiesen»-Namen im linksufrigen Gebiet liegen, und erst im östlichen Drittel (Hurden bis Sargans) in Frage gestellt, indem hier der Typus «Wiese» auf der ganzen Strecke bald tiefer, bald weniger tief ins linksufrige eigentliche «Matten»-Gebiet hineinreicht. Abgesehen von diesen Übergriffen, von denen Verf. eine ganze Reihe als Überschneidungen sekundärer Art wahrscheinlich macht (alter Klosterbesitz von Einsiedeln mit süddeutscher Benennung, zurückreichend vielleicht in die Zeit der ersten — süddeutschen! — Äbte; Einzelzuwanderung in vielbegangenen Gegenden), ist die Geschlossenheit des südwestlichen Gebiets mit «Matte» von geradezu erstaunlicher Dichte: nicht einmal die schroffe Abriegelung des linken Zürichseeufers vom «Matte»-Hauptgebiet durch die steile Albiskette und seine natürliche Offenheit (Seeverkehr!) gegenüber dem rechtsufrigen «Wiesen»-Gebiet hat hier das Bild wesentlich zu verändern vermocht, und auf stadtzürcherischem Boden sind noch 1934 von sieben Straßennamen mit «Wiese» nur drei linksufrig, von acht mit «Matte» dagegen sechs! — Demgegenüber zeigt das nordöstliche Gebiet («Wiese») recht zahlreiche «Matten»-Einsprengsel, und zwar diesmal über die ganze Fläche verstreut, nicht nur dem Grenzgraben nach, und daher nach E. von ausgesprochen relikthaftem Charakter («die ostschweizerischen Matten erwecken» durch ihr streuungsmäßig-sporadisches Auftreten «den Eindruck des Abseitigen und Übergangenen»). Besonders oft finden sie sich in dem Dreieck Winterthur-St. Gallen-Rapperswil und in der Gegend um den Greifensee — immerhin so, daß die

grundsätzliche Einheitlichkeit des 'Wiesen'-Gebietes durch diese Vorkommnisse nirgends ernstlich beeinträchtigt ist.

Die Erklärung des soeben geschilderten Tatbestandes sucht Verf. in geschichtlich-politischen Vorgängen: « Es läßt sich kaum etwas anderes denken, als daß eine Volkswelle, die den Namen Wiese mit sich führte, aus der Gegend des Bodensees vorbrechend sich nach Süden und Westen verbreitete, bis sie an der Wassergrenze Walensee-Zürichsee-Limmat-Aare zum Stehen kam. Nur am linken Flügel drang sie weiter vor, um dann im Bündnerlande zu verebben. » Die tatsächlich auffallende Schärfe der Flurnamengrenze 'Wiese: Matte' in dem Teilstück Zürichsee-Limmat-Aare deutet E. mit Wilhelm Öchsli als späte sprachliche Auswirkung des (hypothetischen) alemannisch-burgundischen Friedensvertrages, der nach dem vorübergehenden burgundischen Vorstoß an den Bodensee (Ende des 5. Jahrhunderts) und dem kräftigen und dauernden Gegenstoß der Alemannen ins schweizerische Mittelland (Beginn des 6. Jahrhunderts) die Grenze der beiden Machtbereiche auf jenen Wassergraben festlegte; wo sich aber nicht mehr Alemannen und Burgunder gegenüberstanden, nämlich spätestens vom obern Zürichsee an aufwärts, in der March, am Walensee, im Seetal und im St. Galler und Churer Rheintal, drang 'Wiese' mit der alemannischen Germanisierungswelle über den Wassergraben tief in rätisches Gebiet hinein: daher die Aufgliederung der Grenze in diesem östlichen Teilstück. Die vielen verstreuten 'Matten' im eigentlichen 'Wiesen'-Gebiet wären nach E. Überbleibsel der kurzen burgundischen Herrschaft oder einer durch die Burgunder übernommenen noch älteren Schicht; denn « die Burgunder haben die 'Matten' nicht in unsere Gaue gebracht, sondern das Wort von den Römern übernommen, die es ihrerseits schon als uraltes Erbgut des Landes antraten. »

Wenn E. nun unter Mißachtung der bisher gängigen Etymologien unser *Matte* 'Wiese' mit dem andern *Matte* 'Binsendecke, Strohecke' in Verbindung bringt und damit eine mehr als zweifelhafte Brücke zu dem seit Augustin auftauchenden spätlat. *matta* (it. *matta*, *natta*, frz. *nalte*) baut und weiterhin unter recht unkritischer Heranziehung gleichlautender oder anklingender it., frz., span. und port. Ortsnamen und Appellative einen ausgedehnten vorrömisch-keltischen Geltungsbereich unseres Wortes konstruiert, so vermag ich ihm nicht mehr zu folgen. Vom germanistischen Standpunkt aus besteht nicht der geringste Anlaß, an der alten Ableitung von *Matte* 'Wiese'¹ zu rütteln; die scharfe Scheidung

¹ Wurzel *ma-/mē-* wie in 'mähen', ahd. *māen*; Wortbildungssuffix *-þjō(n)/-đjō(n)* wie in 'Schmitte' (zur Wurzel *smī-/smĩ-*) oder

dieses nach Wurzel und Bildungsweise echt germanischen Wortes *Matte* I (= Wiese) von dem phönikischen Lehnwort *Matte* II (= Binsendecke)¹ ist bis zum geleisteten einschlagenden Gegenbeweis durchaus aufrecht zu halten. Damit fällt die Brücke zu den romanischen Vertretern jenes zufrühest im Spätlat. erscheinenden *matta* 'Binsendecke' und weiterhin die ganze Konstruktion eines mit dem Machtraum des keltischen Völkerblockes sich deckenden vorrömischen Geltungsbereichs unsres Wortes in sich zusammen — ganz abgesehen von den angedeuteten chronologischen und zahlreichen andern Schwierigkeiten, die vor allem den Keltisten und den Romanisten angehen, vgl. die bei Meyer-Lübke, *REW* 5424 angegebene Literatur.

Was die von E. trotz der betont vorsichtigen Stellungnahme Toblers² und der offenen Ablehnung Bachmanns³ wieder aufgegriffene Burgunderhypothese angeht, so hätte ihn schon das *T* 7, 168 ff.⁴ beigebrachte Verbreitungsbild stutzig machen müssen. Bei der Unsicherheit der Geschichtswissenschaft in der Ansetzung der burgundischen Ostgrenze läßt sich die Behauptung, hinter solchen sprachlichen Grenzen stehe letzten Endes der politische Gegensatz Burgunder-Alemannen, weder beweisen noch widerlegen; der mit dieser Unsicherheit gegebene große Spielraum hat die konstruierende Phantasie seit jeher begünstigt. Immerhin werden wir, solange keine bessere Erklärung vorliegt, mit dieser burgundischen Ostgrenze wenigstens als mit einer Möglichkeit zu rechnen haben — um so mehr, als sich die unterscheidenden Merkmale längs der besprochenen Achse oder doch in ihrer Richtung gerade in letzter Zeit zu häufen und damit gegenseitig zu

-*pwō(n)*/-*dwō(n)* wie in got. *wahtwō*; vgl. WILMANN, II, §§ 126, 140 b; zur gleichen Wurzel auch 'Mahd' (*ma-ḥa* bzw. *mā-ḥa*; vgl. *T* 7, 174 ff.).

¹ KLUGE, *EWD* 381.

² LUDWIG TOBLER, *Ethnographische Gesichtspunkte der schweizer-deutschen Dialektforschung*; in *Kleine Schriften*, p. 198–222.

³ A. BACHMANN im *Geogr. Lex. d. Schweiz*, V, p. 73/74.

⁴ E. MÜLLER, *Matte = Wiese im Sprachgebiet des deutschen Reichs*, *T* 7 (1930), p. 162–267. *Matte* ist danach im ganzen linksrheinischen Gebiet bis ins südliche Lothringen und rechtsrheinisch in Baden bis auf die Höhe von Waldshut appellativ üblich. Wenn wir das altsächsisch-friesisch-angelsächsische Vorkommen des Wortes (KLUGE, *EWD* 381) in die Betrachtung hineinziehen, stehen wir mit 'Matte' wieder vor einem jener Fälle ingwäonisch-südwestoberdeutschen Zusammenhanges, die WREDE, *ZDM* 19, und FRINGS, *Kulturströmungen und Kulturprovinzen*, beschäftigt haben.

stützen beginnen. Die Bedeutung der Escherschen Arbeit liegt denn auch auf einem ganz andern Feld als dem seiner historischen und etymologischen Konstruktionen. Wir wissen schon lange, daß neben einer starken (scheinbar vorwiegend lautlich bedingten) Nordsüdgliederung der schweizerdeutschen Mundarten eine ebenso ausgeprägte und vielleicht schwerer wiegende Westostgliederung besteht¹. Den ersten bleibenden wissenschaftlichen Beitrag zu ihrer Fixierung leistete Boßhart² und dann besonders Schild in seiner Besprechung der Boßhartschen Arbeit³, wo er in Ergänzung der allgemeiner gehaltenen Feststellungen Boßharts die Grenze zwischen dem 1-formigen östlichen Pluraltypus 「(wir, ihr, sie) *maxxəd* bzw. *-id*」 und dem 2-formigen westlichen 「(wir, sie) *maxxə*/ (ihr) *maxxəd* (*-id*)」 stellenweise sehr eingehend bestimmte. — Dem allgemeinen Verlauf dieser sogenannten Schildschen Flexionsgrenze entspricht nun zwar nicht genau, aber doch auffällig genug die von Escher herausgearbeitete Flurnamengrenze 「Wiese : Matte」⁴. Ungefähr gleichzeitig hat Maria Beretta-Piccoli im Rahmen der Trachtenforschung die Bedeutung der Reuß-Aare-Linie als Wort- und Kulturgrenze erneut unter Beweis gestellt⁵; dasselbe wird im Bereich der Traggefäße eine in Entstehung begriffene Arbeit von Max Reimann tun.

¹ Vgl. A. BACHMANN, *a. a. O.*, p. 74 und E. STEINER, *ZDM* 19 (1924), 238–250.

² J. BOSSHART, *Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums*; Frauenfeld 1888.

³ *Lbl.*, 1889, 87 ff.

⁴ Den genauen Verlauf der entsprechenden Appellativgrenze in der Schweiz zu erheben, wäre eine Aufgabe für sich. Daß sie jener nicht genau parallel läuft, ergibt sich schon aus einer Anm. *SchwId.* 4, 548. Besonderes Interesse verdienen dann wohl die Verhältnisse in Graubünden, wo man nach der allgemeinen Sachlage an den walserischen Orten den westlichen Typus 「Matte」, im Rheintal den alemannisch-östlichen Typus 「Wiese」 erwartet: in Wirklichkeit zeigen sowohl die *FN* als die Appellativa viel kompliziertere Verhältnisse — und zwar wohl ausschließlich in dem Sinne, daß der rheintalisch-ostschweizerisch-alemannische Typus dem walserisch-westschweizerischen gegenüber im Vordringen ist (etwa darum, weil er zugleich gemeindeutsch-schriftsprachlich ist?).

⁵ MARIA BERETTA-PICCOLI, *Die Benennung der weiblichen Kopftracht des Landvolkes der deutschen Schweiz* (Bd. XXIV der Schriften der Schweiz. Ges. für Volkskunde; Basel und Bern 1936); vgl. bes. Karte 1 und 2.

Die Untersuchung von Escher-Bürkli stellt sich also in ganz besonders interessante Zusammenhänge; sie ist als Beitrag zur deutschschweizerischen Sprachgeographie in ihrem darstellenden Teil hochwillkommen.

R. Hotzenköcherle.

★

J. SVENNUNG, *Kleine Beiträge zur lateinischen Lautlehre*. (Uppsala Universitets Årsskrift 1936: 7.) Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln 1936, in -8°, 71 S. 2,25 schw. Kr.

In dieser seiner neuesten Schrift geht der durch große Arbeiten über das Spätlatein rühmlich bekannte schwedische Forscher so stark auf das Gebiet der Romanistik über, daß sich eine Anzeige in dieser Zeitschrift lohnt.

Der 1. Teil (S. 7–29) behandelt « *i* im Hiatus ». Das im Vulgärlatein aus *i* vor Vokal entstandene \dot{i} konnte entweder ausfallen oder mit dem vorangehenden Konsonanten verschmelzen; das geht aus den vielen Beispielen hervor, die Sv. aus den Inschriften und Handschriften beibringt. Nach Sv. ist der völlige Schwund des *i* wohl in den meisten Fällen nur dialektisch; besonders der nach *r* scheint mit wenigen Ausnahmen auf Rom beschränkt zu sein. Im Anschluß daran bespricht Sv. (S. 25–29) die Verhältnisse im Italienischen, wo außerhalb der Toscana $r < r\dot{i}$ häufig ist, z. B. *Lucera*, *Novara*, besonders weit verbreitet *-aro* (sizil. *-aru*), wie Sv. mit Hilfe des Sprachatlases zeigt. Er meint, daß die herkömmliche Erklärung dieses *-aro* aus dem Plural *-ari* allein nicht genüge; in der Tat paßt sie auf Wörter wie *gennaro*, *mortaro*, die aus sachlichen Gründen gewiß nur ganz selten im Plural gebraucht werden, sehr schlecht. Deshalb hält Sv. *-aro* auf einem Teil des Sprachgebiets für lautgesetzlich und nimmt Übergriffe von da auf Nachbargebiete an.

Der 3. Teil (S. 41–46) geht aus vom Wechsel von *-golo* und *-volo* in gewissen ital. Wörtern, den C. H. Grandgent, *From Latin to Italian*, p. 87 als Suffixtausch erklärt. Sv. bringt wiederum ein reiches Material aus dem Vulgärlatein bei, um zu zeigen, daß überhaupt *g* und η^1 (dieses aus *v* und *b*) wechseln: *rigus* = *rivus*, *Libysticum* = *Ligusticum*, *turgoles* = *turbulens*, *fleuma* = *flegma* (umgekehrte Schreibung *regmaticus* = *reumaticus*, Kontamination *fleugm-* = *flegm-* + *fleum-*), und daß beide intervokalisch aus-

¹ Das Zeichen η wird sonst in der sprachwissenschaftlichen Literatur für das « halbvokalische » *v* (das « konsonantische » *u*) verwendet. Meint Sv. wirklich diesen Laut?

fallen (*Austa* = *A(u)gusta*, *saucus* = *sabucus*) oder als Hiattilger eingeschoben werden können (*puueri* = *pueri*, *Agelius* = *Aetius*). Daher ist Sv. geneigt, ähnliche Erscheinungen der ital. Dialekte, denen sporadische Fälle anderer rom. Sprachen zur Seite gehen, als rein lautlichen Wechsel, nicht als Suffixtausch aufzufassen; z. B. *diagolo* = *diabolus*, *sego* = *sebum*, *favo* = *fagus*.

Die beiden andern Teile betreffen nur das Spätlatein: griech. *oi* sei auch im Lat. wie im Griech., aber etwas später (im 4. Jhdt.) zu *y*, d. h. wohl *ü*, geworden (p. 30–40); erst später trete *i* für *oi* ein. Mir scheint freilich, der Tatbestand spreche eher für immer neue Entlehnung aus dem Griech. als für parallele Lautentwicklung. Von vulgärlat. Silbendittologie handelt der letzte Teil (p. 47–58); namentlich für *-ar(i)arius* statt *-arius* werden genügend Beispiele angeführt: diese Häufung war dadurch erleichtert, daß z. B. *cellarius* aus *cella* und *cellar(i)arius* aus *cellarium* ungefähr dasselbe war. Inwieweit in andern Doppelungen wie *Quintililianus*, *agrororum* wirklich Dittologie oder lediglich Schreibversehen vorliegen, muß offen bleiben.

Die Nachprüfung der romanistischen Untersuchungen von Sv. muß ich den Fachleuten überlassen. Ich wollte sie hier nur nachdrücklich auf das Werk aufmerksam machen.

Bern.

A. Debrunner.

★

EINAR LÖFSTEDT, *Vermischte Studien zur lateinischen Sprachkunde und Syntax*, Lund 1936, XIII + 232 p.

Das vorliegende Buch ist eine Ergänzung der beiden Bände *Syntaktika*, eine Erweiterung der Jugendarbeit *Spätlateinische Studien*, die nun von dem gereiften Meister Eduard Norden zugeeignet wurde. Überflüssig, die Methodik und Belesenheit Löfstedts zu rühmen — es kennt sie jedermann. In zunehmendem Maß ist das Romanische berücksichtigt und nur zu diesem soll diese Kritik Stellung nehmen, sei es durch Hinzufügung romanischer Ausläufe lateinischer Entwicklung, sei es durch Kontrolle der Erklärung anhand neuer Parallelen.

I, 1. *neque* (*nec*). Die einmalige Setzung (*cibum nec potum*) der negativen Konjunktion ist vielleicht in Zusammenhang zu bringen mit der einzig volkstümlichen einmaligen Setzung von *et*, während *et-et*, soweit es im Romanischen fortlebt, einen gelehrten, fast pedantischen Eindruck macht.

2. *ut*, *ubi* für Relativum: man könnte noch deutsche Fälle wie *eine Erscheinung, wie sie hie und da zu konstatieren ist* mit *wie sie*

= die heranziehen, wobei das Generell-Modale, unter dessen Gesichtspunkt das einzelne Faktum gestellt wird, gut herauskommt. — Mit Recht hebt Verf. die Einschränkung von *ubi* = Relativpronomen auf Lokalausdrücke im Spätlat. hervor: der Typus *in locum ubi Monticulus dicitur* (vielleicht heißt *dicere* hier weniger 'nennen' als 'sagen', allerdings mit der Meinung eines 'Namen-Sagens') setzt sich ins Aspan. fort: *Poema del Cid*, 435/6 *O dizen Castejón, el que es sobre Fenares, / mio Çid se echó en çelada*; 2876 *o dizen Bado de Rey, allá ivan passar* neben 2879 *a qual dizen Medina ivan albergar*, was die enge Verbundenheit dieser epischen Sprache mit der lat. Urkundensprache wieder einmal beweist¹. Eine Ausbreitung dieses Gebrauchs, wo tatsächlich *ubi* Relativpronomen geworden ist, zeigt dann der Romanzenverstypus *afélo el caballero donde viene*, die Beispiele wie *e a esto vino un pescador en su barco donde quería pescar* (wo die fr. Originalstelle *qui* hat), bei Pietsch, *Span. Grail Fragments*, II, p. 242 (mit zahlreichen deutschen Beispielen für dt. *der wo*) und das afr. Beispiel bei M-L, *RG* III, § 616 *vist un cheitif u se pleignoit en la rue*, in denen tatsächlich noch an das Lokale gedacht wird: in dem Romanzenvers verweilt sogar das Auge des Dichters liebevoll auf dem Herkommen des Ritters von einem Ausgangspunkt. Ich frage mich, ob in dem oft genannten Beispiel aus einem Soldatenbrief *ta gosse ou tu aime temp* (= *tant*), dem einzigen von Preiß in seiner Gießener Diss. zitierten, nicht *où* an die Vorstellung des *aimer en un lieu* erinnert, als gesunkenes Kulturgut die ritterlich-ständische Ge-

¹ Aus der abgeleiteten Bedeutung von *locus* 'Stelle in einem Text' erklärt sich der Gebrauch von asp. *do*, z.B. *Celestina* I/1: *Oye a Salomon do dize que . . . , ¿No has rezado en la festividad de Sant Juan, do dize: . . . 'an der Stelle, wo es heißt: . . .'*. — Eine ähnliche Entwicklung wie im Afr. von 'wo' zu 'daß' findet sich auch im amerikanischen volkstümlichen Englisch: *I see (heard, learnt) where John will be in town next week (where the British sold out the Czechs)* usw. Dies scheint auch von der lokalen Beziehung auf einen Text auszugehen, wie die Stelle in EDNA FERBER's *The show-boat* zeigt: «I see here (sc. in der Zeitung) where old Ollie Pegran's (= is) fixing to sell his show boat»: Das Interesse an der Stelle, wo man eine Nachricht liest, überwiegt bei einem vulgären Sprecher das an deren Inhalt. — Es wäre noch zu untersuchen, wieweit afr. *o* lokal, wieweit schon temporal ist in Fällen wie *Gorm. et Is.*, v. 69: *o vit formont, cel d'Oriente, / sur sun escu li dona grande* (BAYOT übersetzt 'dès que, du moment que'); *Perlesvaus*, ed. JENKINS-NITZE, l. 10 062: *atant (!) ez vos une damoisele o vient*.

sellschaftsauffassung fortsetzt: durch die Ersetzung des einfachen Relativpronomens durch lokales 'wo' wird auch hier das Verb in seiner Verlaufsauer und daher Intensität gestärkt. Außerdem könnte dies *où* umgekehrte Sprechweise für ein (häufigeres) *que* für *où* sein (Frei, *La grammaire des fautes*, p. 185: *J'ai reçu la carte que tu me parles de Marie*): die Beispiele bei Frei, p. 190, für *où* statt *que*, außer dem oben erwähnten soldatenfranzösischen, sind ganz anders geartet, nämlich hochliterarisch: *l'étoffe légère où elle se drape* (P. Adam), mit deutlicher Betonung des Örtlich-Ausgedehnten am drapierenden Stoff. Die romanischen Sprachen sind also weit von dem Zustand von gr. *πὸς* und dt. *wo* für Relativpronomenen entfernt: ein *der wo* ist im Roman. unerhört.

4. *quam* = *quam si*, *quam ut* setzt sich im Roman. fort, vgl. M-L, RG III, § 606 und Wiese, *Altital. Elementb.*, § 105. Der Erklärung durch « eine Art von Breviloquenz » ziehe ich die M-L's: aus « einfacher Anreihung » der Nebensätze vor.

5. Erstarrtes *-que*. Hiezu vgl. das Verhalten aspan. Glossatoren MLN 53 (1938), 138. Das aprov. *quezacom(et)* will Schultz-Gora, ZRPh. 53, 93 auf ein *qui cum [que]* zurückführen, wogegen ich im Festbände für P. Fabra Einwände erhebe.

II, 1: *loqui (dicere) de aliquo* in pejorativem Sinne: die Bedeutung 'etwas auszusetzen haben' ist erhalten in afr. *estre à dire* 'fehlen', fr. *redire* 'aussetzen', vgl. FEW, s. *dicere*.

2. *secretum* 'heimliche(r) Umgang, Unterredung'. Vgl. hiezu aspan. *poridad*, REW 6860.

5. Aktivische Verbaladjektiva auf *-abilis*: vgl. noch it. *fievole*, *lagrimevole*, *Boccacievole*, fr. *paisible*, afr. *pere espiritable* neben *espirital* 'von Gott gesagt', die rätoroman. Zahlwörter auf *-abilis*, sowie obw. *hartável* 'Erbe', *crudeivel* 'grausam', ZRPh. 43, 641 und 45, 9, vor allem aber das engl. *-ible* (*gullible* 'leichtgläubig' usw.).

7. « Ellipse von *fieri (evenire)* ». Ich würde lieber als von Ellipse von Nominalsätzen sprechen. Schließlich sind *ne quid ulterius*, *ne quid sine sermone* mit *non plus ultra!*, *ne quid nimis!* verwandt und ...ut... *principum inclinatio in hos*, *offensio in illos* hat eine gewisse Ähnlichkeit (ohne den imperativischen Ton) mit *in tyrannos!*

8. *dolus* = *dolor* als « etymologisierende Umdeutung » von bestehendem *dolus* 'List' zu fassen, um so mehr als *dolosus* in dem vom Verf. unter Nr. 14 aufgezeigten Vorstellungskreis von *decipere* = *per dolum capere* belegt ist, ist sehr einleuchtend, nur müßte auch auf das Problem der Postverbalia eingegangen werden: vielleicht wurde diese Neubildung besonders unterstützt durch das Vorhandensein von wenigstens homonymen früheren Substantiven: das Vorbild *cantus* — *cantare* bekam durch *dolus* 'List' eine

verstärkende Kraft auf *dolere*, so daß zu diesem ein *dolus* 'Schmerz' gebildet wurde. — B. manc. *vonger* 's'écrouler, s'affaïsser, en parlant de la terre' von der Bedeutung 'jaillir abondamment, déborder' mit Thomas zu trennen und zu *vomica* 'Eiterbeule', das zu *vomere*, *vomitus* bezogen wäre, zu stellen, scheint mir unnötig, da der Typus *vomicare* aus *vomere* mit *fodere* — *fodicare*, *rodere* — **rodicare* usw. zusammengeht. — Mit *cavere* 'sich hüten' > 'sorgen dafür daß' vergleiche man etwa dt. *warnen vor etwas* neben engl. *to warn* 'to inform, notify; to notify of something commanded, to order under penalties' und umgekehrt afr. *garde de* + negiertem Infinitiv im Sinn der Warnung vor etwas positiv Ausgedrücktem. Ich weiß daher nicht, ob wir nicht eine organische Bedeutungs-entwicklung vor uns haben, statt eines «Bestrebens...», etwas Eigenartiges und Überraschendes zu bieten». Vielleicht könnte man *cave regrediare cena maturius* deuten: 'gib acht! komm vor dem Mahl zurück'. Vgl. *timeo ne venias* 'ich fürchte! komm nicht'. Und vor allem das *observare* = *cavere*, das Verf. p. 11 s. als «auf ganz natürlichem Wege» entstanden ansieht!

14. *dolor* 'Leidenschaft, Liebe' hat sich, in der Umbildung *dolus*, genau in rum. *dor* erhalten, das gerade diese Nuance hat.

15. Verba simplicia pro compositis. *nec multum fuit quin caperer* ist die Vorstufe zu afr. *pres que ses cuers ne li parti* (Tobler, *Verm. Beitr.*, 1, 15, N) = *pres [fut] que...* und das nicht elliptische *pres iere que nuis* 'es war nahezu Nacht', das Tobler von dem ersten Gebrauch trennen will (...*que nuis* 'was Nacht ist'), das aber eben-
sogut die Vorstufe des ersten Gebrauchs sein kann: *pres iere que* ('es war nahe daß es...') *nuit [fut]*.

16. Die Verbalabstrakta auf *-tus* sind in ihrer Wichtigkeit für die Entstehung des roman. *-ata*-Suffixes in Collin's Buch beleuchtet worden: *conductus*, *-ūs* (> fr. *conduit*) — *conductum* — *conducta* (> fr. *conduite*), danach *-atus*, *-atum*, *-ata*.

18. Spätlat. Impersonalia: unpersönliches *dicit* erklärt sich vielleicht nicht aus vorschwebendem, im Zusammenhang leicht ergänzbarem 'der Betreffende' oder 'man', sondern aus einem 'es', vgl. dt. *es heißt*, in einzelnen älteren germ. Sprachen als Passivum erhalten = *dicitur*. Das Schwinden des Passivs muß u. a. in diesem Lichte, dem des unpersönlichen Es, gesehen werden, vgl. meinen Artikel in *Stilstudien*, 1, über das synthetische und symbolische Demonstrativneutrum. — Zu *horret* vgl. afr. *estuet* < STUPET. — Über *habet* = afr. *a* (nicht immer [il] y a) vgl. Melander, *La locution «Il y a»*, SMS 8.

19. Zu dem Satztypus *hi autem qui... patiuntur, strophus appellantur* in der Mulomed. Chir. vgl. die von Schuchardt in seiner Festschrift *Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia* (1905) ange-

führte Vorliebe der Veterinärschriftsteller, das Adj. an Stelle des Subst., das die Krankheit bezeichnet, zu setzen, «vielleicht weil das Substantiv in der Volkssprache weniger üblich war», noch im Mittelalter: «de attinctione sive attincto», «haec infirmitas attinctus vel attinctio appellatur», «quae passio vulgariter dicitur scortilatus», «de pulcino seu de pulsivo» (= fr. *poussif*) und so it.: «Del morbo Pulsino, o Bulsino», «Del morbo Stortigliato» usw.¹ Man beachte, daß in den meisten Beispielen des Verf.'s naive Definitionsversuche vorliegen: die Gleichsetzung zweier Abstrakta fällt offenbar sprachlich und gedanklich schwer; daher ist der bekannte, von Schullehrern monierte Ausdruckstypus *Freiheit ist, wenn...* zu vergleichen mit *ea libertas est, qui pectus purum... gestitat*.

20. Zu *mentionem facere aliquem, gratias agere aliquem* vgl. die roman. *mentionner, remercier*, in denen das selbständige *facere, agere* durch die bloße Verbandeutung *-are* ersetzt ist. Ferner den parallelen Vorgang, daß afr. *ce doit il estre liez* für lat. *jam istud gaudeo* eintritt (W. Roach, ZRPh. 56, 190).

22. *corpus* = 'Körperteil'. Leider verfällt Verf., sonst im Erkennen feinsten Bedeutungsverzweigungen so hervorragend, öfters mechanistischen Erklärungsversuchen, so wenn er hier das Schema «totum pro parte» anwendet: hat man je gesehen, daß das Ganze ohne weiteres für den Teil verwendet wurde, wenn dieser nicht symbolisch für das Ganze eintreten konnte? Der Kiel (*carina*) kann so für das Schiff stehen, weil auf ihm das ganze Schiff ruht und weil er das Wasser durchschneidet, das Segel (*velum*), weil es das von weitem am Schiff Sichtbare ist, Vorder- und Hinterteil des Schiffes (*prora, puppis*) aus demselben Grunde, der Mast

¹ «Campid. *maladia dess'urzu* 'Herzschlächtheit der Pferde' (*bolsaggine*)» erwähnt M. L. WAGNER, ASNS 140, 245. — Nach PANOFKY-SAXL's *Dürers Melencolia*, I, Tafel VI sind die vier mittelalterlichen Temperamentsbilder in einem Augsburger Kalender von 1480 überschrieben: «Von den vier Complexionen», diese Temperamente selbst aber dargestellt als «Melencolicus, Sanguineus» usw., wogegen Dürers *Melencolia* keine Person mehr, sondern eine Personifikation sei, «erhoben in die Sphäre des Symbolischen» (*ib.*, p. 68). — KNOCH, NJbücher 1938, 104 erwähnt, daß die altrömischen Tugenden zuerst adjektivisch ausgedrückt wurden: «*aequus* ist älter als *aequitas*, *modestus* älter als *modestia*, *prudens* älter als *prudentia* usw.» — Neger heißen in den Vereinigten Staaten eher *Lucky, Faithful* als *Luck, Faith* — allenthalben volkstümliche, bis in Gelehrtenkreise hinein sich erstreckende Abstraktionsscheu!

(*arbor*) weil er hervorragt (in allen diesen Fällen wird ein Fabrikat des Menschen als eine Einheit aufgefaßt) —, aber kann man sich am menschlichen Körper, dem für den Menschen so sehr individualisierten, ein Eintreten von 'Körper' für 'Fuß', 'Hand', 'Gesicht', 'Nase' usw. denken? So glaube ich denn, daß die vom Verf. unbestreitbar aufgezeigte Bedeutung 'Körperteil' anders gerechtfertigt werden muß: Der Vers des Symphosius *et vehor et gradior, qua me mea corpora¹ portant* enthält offenbar einen Plural der Ausdehnung und Fülle (vgl. *animi* 'die aus der Fülle des Mutes hervorgehenden Stimmungen') — der Körper strebt in seiner Fülle nach den verschiedensten Seiten, von da, also von diesem Plural der Fülle aus, der sich in einer Verselbständigung der Verschiedenes wollenden Teile äußern kann, ist die Bedeutung 'Körperteile' verständlich. Das *cetera corpora non sunt* der anderen Symphosiusstelle reiht sich hier an, wobei die spätere Schlimmbesserung *cetera corporis* vielleicht eine syntaktische Auffassung von *cetera* wie *medio in colle* 'in der Mitte des H.' und *reliquus exercitus* 'der Rest des Heeres' nahelegt. Erst später muß sich dann ein Singular *corpus* 'Körperteil' gebildet haben, wobei vielleicht *naturale mulieris corpus* ursprünglich 'das Natürliche des Frauenkörpers' sein könnte. Oder ist an eine Verselbständigung des Geschlechtsteils zu denken wie etwa in *mentula*, falls es zu *mens* gehören sollte?

25. Zum plural. neutr. *cibora* von *cibus* vgl. die Artikel von Graur, *R* 54, 249 ss. und *BL* 5, 1 ss., sowie Aebischer, *BD* 8 (1933), 1 ss., über die Nachwirkung im Rum. und It. und die Bemerkung Tallgren's über kat. *sa còrpora, la témpura > la vèrbola*, *NM* 39, 88. Das Beispiel *diversa cibora* zeigt schon die Bedeutungs-differenzierung des rum. *porumburi* 'Maisarten' neben *porumbi* 'Maisstengel', *ochiuri* 'Maschen' neben *ochi* 'Augen' (vgl. für erstere Nuance fr. *des œils*), *făinuri* 'Mehlarten'.

26. *ad horam*. Hiezu vgl. noch prov. *abora* 'früh' < AD BONAM HORAM. Zu *sub hora* vgl. die möglichen Nachwirkungen im Katal. in meinem Buch *Etymologisches aus dem Katal.*, n° 168.

27. Accusativus pretii. *quantum* und *tantum* nach Verben des Schätzens leben in allen roman. Sprachen fort.

¹ Ich denke, daß dt. *Körper*, das nach Kluge vom «Stamm *corpor-*» kommen soll, wohl auf dies pluralische *corpora* zurückgeht. Nach HELENE ADOLF, *Wortgeschichtl. Studien zum Leib/Seele-Problem*, p. 82 enthält dt. *Leib* im Gegensatz zu *Körper* eine «Note der Personenhaftigkeit», z. B. *ein entseelter Körper* — das würde zu *corpora* 'die Summe der Glieder' stimmen. — Über kat. *la còrpora* vgl. weiter unten.

28. *inter. inter tempus* lebt merkwürdigerweise nicht im fr. *entre-temps* (= *entre-tant*, span. *entre tanto* etc.) weiter.

29. Der Gebrauch von *post* in *desiderium post aliquem* 'Sehnsucht nach jem.' wiederholt sich in volksfr. *après*.

31. Infinitivus pro imperativo. Das «pro» macht mir Sorge. Es fällt auf, daß der imperativische Infinitiv fast immer an 2. Stelle steht, ich möchte also weniger an vorschwebendes Verbum des Sollens anknüpfen als an eine vage Bewußtheit der grammatischen Unterordnung, die dann sich regt, wenn das Gefühl aufkommt, der Befehl wirke nur fort, spreche sich nicht unmittelbar aus¹; vgl. etwa . . . *et postea mittite cum ipso vaso in fornace et sufflare ad ignem*. Das erklärt ja auch die Wiedergabe von Zitaten durch Inf.: in . . . *vehementer, inquit, arguere eos*, Bemerkung zu *argue eos vehementer*, ist der Inf. wohl von *inquit* abhängig (daher die Kommata zu streichen wären) und dies Verbum mit befehlender Nuance ausgestattet, etwa wie fr. *il leur dit de faire qch*.

Anhang. Zu *loco* = *ibi* vgl. rum. *a stă locului*, das ich in *Mitteilungen des Rumän. Inst.*, Wien, I behandelte. — p. 204, N 5: auch dt. *unter einem* 'zugleich' kenne ich. — Zu *toti* für *omnes* vgl. süddt. *die ganzen Menschen* für 'alle'. — p. 213 zu *justitia* 'Richter' vgl. engl. *justice*, span. *justicia* 'id.'. — p. 214. Zu *officium* 'Diener' vgl. *mancipium* > prov. *massip*, urspr. 'Diener', 'Junge'. Das fr. *témoin* wird meist falsch erklärt (aus *testimonio* *esse* oder *testimonio Ciceronis*), in einem eigenen Aufsatz werde ich Verf.'s richtigere Erklärung zu stützen versuchen.

Baltimore.

Leo Spitzer.

★

P. SCHEUERMEIER, G. ROHLFS, M. L. WAGNER, J. JUD, *Donum natalicium Carolo Jaberg messori indefesso sexagenario*. M. Niehans, Zürich und Leipzig 1937 (Bd. IV der *RH*, ed. J. Jud und A. Steiger), 192 p., mit zahlreichen Abbildungen und zwei Karten.

Die Herausgeber dieser Zeitschrift haben gewünscht, daß ich selbst über den vornehmen Band berichte, mit dem mich meine lieben Weggenossen vom Sprach- und Sachatlas an meinem sechzigsten Geburtstage überrascht haben. Wenn ich dieser Aufforderung nachkomme, so geschieht es vor allem, um meiner herzlichen Dankbarkeit für das kostbare Geschenk öffentlich Ausdruck zu geben. Nicht als Kritiker, sondern als besinnlicher Leser will ich von

¹ Zweite Glieder einer Rede erscheinen infolge der natürlichen Erschlaffung des Redeflusses gern in abhängiger Form, vgl. den fr. Typus *veillé-je ou si je songe?*

dem Buche reden, als der unter den fünf Schnittern, der seine Garbe gebunden, der sich aufrichten und zurückschauen darf. Man wird verstehen, daß dabei meine Gedanken ebensosehr wie der wissenschaftlichen Fracht des Bandes der menschlichen Persönlichkeit der Männer gilt, die sich dem gemeinsamen Ziel untergeordnet und ihm ihren Eigenwillen geopfert haben.

Ich sehe sie vor mir, Jud, wie er mit feinnerviger Hand in die Zukunft weist und mit ausholender Geste einen neuen Plan entwickelt, wie er lästige Kleinigkeiten beiseite schiebt und alles Konkrete in geistige Sphären erhebt, mitreißend in seinem Glauben, seiner Willenskraft und seinem Selbstvertrauen; Scheuermeier, wie er zögernd an die Dinge herantritt, plötzlich zugreift und mit zäher Energie sich selbst und seine Gewährsleute zwingt, ihr Letztes zu geben; ich sehe ihn, wenn der Bleistift leicht über die Blätter gleitet und wenn er sie mit raschen, sichern und sorgsamsten Bewegungen zusammenordnet, ein Meister der zuverlässigen Kleinarbeit; neben ihm die Conquistadorennatur von Rohlf's, draufgängerisch, vor keiner Schwierigkeit und keiner Strapaze zurückschreckend, brennend vor Ungeduld, neue Länder und neue Sprachen zu erobern, erfüllt von den Problemen, die sie bieten; und da ist endlich Wagner, der Weltmann der Linguistik, der sich nur widerstrebend ins Joch gemeinsamer Arbeit einspannen läßt, der feine Beobachter, dem sich das Anekdotische ungezwungen in völkerpsychologische Einsicht wandelt, der «virtuoso» sprachlichen Könnens und Wissens, der Gelehrte, der die Kunst versteht, sich den Anschein des Dilettanten zu geben.

Paul Scheuermeier ist der treue Bewahrer des von ihm gesammelten Gutes. Wie ein Antiquar kennt und liebt er die Gegenstände, die er uns vorlegt. Er weiß von jedem, wo er herkommt und unter welchen Umständen er ihn erworben hat. Er nimmt ihn behutsam in die Hand, prüft ihn und legt ihn an den richtigen Ort. Ebenso scharfsichtig wie der Explorator ist der Zeichner, Paul Boesch, der ihn auf seinen Sachreisen begleitet hat und nun in den Illustrationen zu den *Sachkundlichen Beiträgen zur Gewinnung des Olivenöls in Italien* die dem Olivenbau und der Ölgewinnung dienenden Geräte mit kräftigem Strich, künstlerisch und doch in allen Einzelheiten genau wiedergibt. Den Arbeitsgang vom Ölberg bis zum Vorratsraum stellen endlich die sechzehn vorzüglichen Photographien dar, die Scheuermeier mit Ausnahme der zwei von Rohlf's stammenden Bilder selbst aufgenommen hat. Die Zeichnung isoliert den Gegenstand, die Photographie stellt ihn in sein Milieu; jene weist das Gerät vor, diese zeigt es in seiner Verwendung. Die Zeichnungen, die Photographien mit ihren Legenden, der knapp gehaltene Text, der die Terminologie ins Sachliche

einbettet, ergeben ein Gesamtbild, das nicht vollständig sein will, aber das seinen Zweck erfüllt: das sprachliche Material, das auf den Karten des *AIS* auseinandergezogen erscheint, kurz zu rekapitulieren und nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Das Sachliche ist im Sprachatlas nicht Selbstzweck wie im volkshundlichen oder sachkundlichen Atlas, sondern Erläuterung des Sprachlichen. Das eine und das andere beruht im *AIS* auf direkter Beobachtung; weder die sprachkundliche noch die sachkundliche Literatur konnte mitverarbeitet werden, wenn das Werk nicht übersteigen sollte, was ein Einzelleben zu leisten vermag. Wie der Bauer, der sich aus den Erzeugnissen des eigenen Bodens nährt, der sich mit eigener Wolle kleidet und mit eigenem Holze baut, so setzt Scheuermeier seinen Stolz darein, nur Selbstgesehenes zu berichten. Seine Abhandlung soll zugleich eine Probe dessen sein, was der sachkundliche Illustrationsband zum Atlas, den er vorbereitet, zu geben beabsichtigt; sie stellt sich damit neben seine Darstellung der *Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien*, die 1934 als *Neujahrsblatt der Lit. Gesellschaft Bern* (Francke, Bern) erschienen ist.

Es ist reizvoll, Scheuermeiers Darstellung mit dem zu vergleichen, was wir über die antike Olivenkultur und Ölfabrikation wissen, etwa an Hand der Darstellung von H. Blümner, *Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern*, I, p. 328 ss. oder des Artikels *OLEA, OLEUM* im *Dict. des antiquités grecques et romaines* von Daremberg und Saglio, der sich im Technologischen auf Blümner bezieht, aber zwei weitere interessante Abbildungen beisteuert. Wenn in manchen Fällen das Wort den Wandel der Sache zäh überdauert (vgl. Jud in der Vorrede zu Bd. VI des *AIS*), so ist bei der Ölfabrikation die Sache konservativer als ihre Terminologie. Die drei stufenweise vervollkommenen Typen von Ölkeltern zum Beispiel, das *torculum* mit Preßbalken, Gewicht und Winde, das *torculum* mit Preßbalken und Schraube und die Schraubenpresse ohne Preßbalken sind heute noch in Süditalien als Wein- oder Olivenkeltern zu belegen¹, wie man aus der Karte VII, 1323, der Tafel VII, 1324 des *AIS* und aus dem Aufsatz von Scheuermeier ersieht. Der Name 'torchio' ist zwar, neben vielen andern Bezeichnungen, noch geblieben; aber von der Terminologie seiner Teile, wie sie uns von den Ackerbauschriftstellern überliefert ist², hat sich kaum etwas erhalten.

¹ Besonders frappant die Übereinstimmung eines griechischen Vasenbildes aus dem 6. Jh. v. Chr. (bei DAREMBERG UND SAGLIO) mit der Abbildung 1A der Tafel 1324 des *AIS*.

² Dabei ist freilich schwer zu beurteilen, wie weit die mund-

Ebensowenig haben sich die Formen der Ölquetsche verändert, und die Darstellung von Blümner wird durch die von Scheuermeier in willkommener Weise ergänzt und berichtigt¹. Der etymologische Typus TRAPETUM, nach Blümner eine vervollkommnete Form der Olivenquetsche, ist nach der Karte 1349 des AIS noch gut erhalten, aber bezeichnet ebenso häufig den Kelterraum wie die Quetsche; die Benennung ihrer Teile hat sich geändert. Wenn wir noch FACTORIUM > 'fattoio', das im Begriffe ist, von 'frantoio' verdrängt zu werden, FISCUS > 'fisco' 'Preßkorb' (woneben häufiger 'fiscolo'), MOLA, FRANGERE, AMURCA und SAMPsa nennen, so werden wir so ziemlich beisammen haben, was von der Terminologie der Ölfabrikation übrig geblieben ist, die Blümner verzeichnet.

Mit Ausnahme von 'trappeto', das an die Überlegenheit der griechischen Technik erinnert, wird die gesamte Terminologie der Ölbereitung mit einheimischen Sprachmitteln bestritten; dabei stehen nüchterne Sachbezeichnungen neben hübschen Metaphern: Die senkrechte Achse der Olivenquetsche heißt 'fuso', 'candela', 'mònaco' oder 'anima', das Ölgefäß in der Grube vor der Ölkelter oder die denselben Dienst versiehende ausgemauerte oder zementierte Grube 'inferno', 'infernaccio', 'infernetto'. Das aus fr. *écrou* 'Schraubenmutter' bekannte SCROFA tritt in verschiedenen morphologischen und phonetischen Varianten auf: *scrófula* p. 15, *scufeina* p. 18 (P. 499 Saludecio) und *cufa* p. 19 (P. 187¹ Cicagna in Ligurien).

Gerhard Rohlfs hat in schön geordneten Reihen die phonetischen, grammatischen und lexikologischen Eigentümlichkeiten Süditaliens und Sardinien aufgestellt, die während der Herstellung der Karten des AIS so oft meine Neugierde erregt haben, ohne daß es mir vergönnt war, den Problemen nachzugehen, die sie bieten. Nicht nur im vorliegenden, sondern auch in seinen zahlreichen früher erschienenen Aufsätzen hat der unermüdliche Forscher und hervorragendste Kenner der süditalienischen Mundarten manches Rätsel gelöst, das sein Spezialgebiet aufgibt. Die

artlich gewiß auch in römischer Zeit stark variierende Terminologie für die schriftsprachliche Darstellung zurechtgemacht worden ist.

¹ Vgl. etwa die nicht sehr überzeugende Interpretation des Bas-Reliefs von Arles durch BLÜMNER (p. 331 s. und Figur 44) mit *Don. nat.*, p. 10–12. Der Archäologe könnte sich seine Aufgabe bedeutend erleichtern, wenn er etwas häufiger ins Land hinausführe, um die Maschinen, die er aus Schriftstellerzeugnissen und Museumstrümmern mühselig rekonstruiert, in voller Tätigkeit zu sehen.

Aufgabe, die er sich in den *Sprachlichen Berührungen zwischen Sardinien und Süditalien* stellt, ist schon vorgezeichnet in dem umfassend orientierenden Vortrag über *Die Quellen des unteritalienischen Wortschatzes*, den er 1926 in der *ZRPh.*¹ veröffentlicht hat. Dort bilden zwar die griechischen und arabischen Elemente und die oskisch-umbrischen Relikte den Hauptgegenstand der Untersuchung, und nur kurz wird am Schlusse (p. 162–164) der lateinische Wortschatz gestreift. Wir lesen dort:

«Was schließlich den unteritalienischen Wortschatz lateinischer Herkunft betrifft, so ist bemerkenswert, daß er sich in vielen Punkten von dem Lexikon der Toskana und Oberitaliens scharf unterscheidet. Marschieren in dieser Hinsicht die Toskana und Oberitalien im allgemeinen mit Frankreich zusammen, so überrascht in Unteritalien in vielen Fällen die geradezu frappierende Konkordanz mit dem Rumänischen im Osten und dem Sardischen und Spanischen im Westen.» Und weiterhin: «Diese sprachlichen Übereinstimmungen zwischen den Ländern der südlichen Romania dürften kaum auf dem Zusammenwirken zufälliger Umstände beruhen, sondern sie erklären sich aus alten ethnischen Zusammenhängen. Von Süditalien aus wurde einst Sardinien kolonisiert². Und auch die Pyrenäenhalbinsel wie die Balkangegenden werden schon in ältester Zeit den größten Teil ihrer römischen Kolonisten aus Süditalien bezogen haben, dessen Bevölkerung bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer Emigrationslust eingebüßt hat³.»

In der Frage der ethnischen Zusammenhänge ist Rohlf's vorsichtiger geworden. Es ist jetzt bloß mehr von sprachlichen Dingen die Rede. Mit bewußter Absicht wird auch das Blickfeld eingeschränkt; Balkan und Pyrenäenhalbinsel treten in den Hintergrund; der Scheinwerfer ist auf das Zunächstliegende gerichtet, das nun heller beleuchtet erscheint. Hauptthema ist: Die sardische Romanität gravitiert stärker nach Süditalien als nach Mittel- und Oberitalien; ihre hohe Altertümlichkeit erklärt der Verf. nicht nur aus dem konservativen Charakter der Insel, sondern auch aus der Altertümlichkeit des Gebietes, aus dem sie ihre Sprache bezogen hat. Dabei spielt als Bewahrerin alter Sprachzustände auf dem Festlande jenes kampanisch-lukanische Grenzland eine hervorragende Rolle, das Rohlf's seinem Schüler Lausberg als Arbeitsfeld überwiesen hat: dort findet man so bemerkenswerte Archais-

¹ *ZRPh.* 46, 135–164. Im Separatum besonders paginiert.

² Von mir gesperrt.

³ Dazu Hinweis auf Erörterungen von JUD, GRIERA und ROHLF'S (in *Griechen und Romanen in Unteritalien*).

men wie die Erhaltung von auslautendem *s* und *r* in der Verbal-flexion und die Bewahrung des Unterschiedes zwischen *i* und *ē*, *ū* und *ō*¹.

Die Aufgabe, historische Zusammenhänge zwischen sprachlichen Randlandschaften auf rein linguistischem Wege zu ermitteln, stellt uns stets vor die Frage, ob wir es mit ursprünglichen Sonderbeziehungen oder mit Reliktübereinstimmungen zu tun haben. Wenn die lautlichen und grammatischen Übereinstimmungen im vorliegenden Fall vorwiegend für die erste Alternative sprechen, die an und für sich die wahrscheinliche ist, sobald wir wenigstens den Begriff Süditalien sehr weit fassen, so liegen die Verhältnisse weit schwieriger beim Wortschatz. Die meisten der von Rohlfz zusammengestellten Wörter kommen, oder kamen, worauf er selbst hier oder in andern Aufsätzen hingewiesen hat, auch anderswo in der Romania vor. So möchte man, um einige Beispiele zu geben, die gemeinsame Erhaltung eines so intim mit dem landwirtschaftlichen Wortschatze verbundenen Wortes wie *GLEBA* (p. 68) auf eine enge Verbundenheit deuten, allein das Wort lebt nicht nur auf der Pyrenäenhalbinsel weiter, sondern auch in Südfrankreich, wie man aus Mistral *glèbo* etc. und aus Thomas, *R 41* (1912), 77 ersieht. Aber auch das vom AIS VII, 1420 zolla für den südpiem. P. 176 angegebene *ǵīva*² wird man trotz des auffälligen Vokals hieherstellen wollen. *FETARE* (p. 67) reicht in der Bedeutung 'Eier legen' bis ins Romagnolische hinein (Morri, Mattioli *fdē*) und erscheint mit der allgemeineren Bedeutung 'Junge werfen' im Friaulischen (*fedā*)³ und im Rumänischen⁴. Und Menéndez Pidal⁵ schließt aus seinem Vorkommen in Santander (*hedar*), daß es einst auch auf der Pyrenäenhalbinsel verbreitet gewesen ist. *FILICTUM* gehört nicht nur dem Süden, sondern auch dem Norden Italiens, dem Tessin und Graubünden an (AIS III, 618), ist in italienischen Ortsnamen verbreitet und kehrt auf der Pyrenäenhalbinsel wieder⁶.

Dürfen wir annehmen, daß wir es in diesen Fällen mit Relikt-wörtern zu tun haben, die einst ganz Italien angehörten? Solche

¹ Die Feststellung dieses letztern Tatbestandes verdanken wir LAUSBERG, dessen Dissertation als *ZRPh. Beih. 90* erschienen ist.

² Von TOPPINO, *Castellinaldo* (*SlR 10*, 66) für dieselbe Gegend belegt.

³ Falls wir es hier nicht mit einer sekundären Ableitung von *fède* 'Schaf' zu tun haben.

⁴ PUŞCARIU, *Etym. Wörterb. der rumän. Spr.*, no. 587.

⁵ MENÉNDEZ PIDAL, *Orígenes*, p. 415.

⁶ Vgl. FEW III, 515.

und ähnliche Fragen zu beantworten, bedarf es eingehender Einzeluntersuchungen, wie sie nicht in Rohlfs' Plane lagen. Wer aber sollte sie besser durchzuführen imstande sein als er, der die abgelegensten Gebiete des romanischen Wortschatzes mit echter Entdeckerlust durchforscht hat? Er hat Fundamente gelegt, auf denen er selbst weiterbauen wird.

Während sich Scheuermeier aus Neigung an das von ihm selbst für den AIS gesammelte Material hält und Rohlfs um des besondern Anlasses willen davon ausgeht, ist der dritte unter unsern treuen Helfern durchgebrannt. Max Leopold Wagner ist der Zug ins Weite eigen, ihm ist das Mittelmeerbecken knapp groß genug zur vergleichenden sprach- und volkskundlichen Betrachtung. Was er in seinem Aufsatz über *Phallus, Horn und Fisch. Lebendige und verschüttete Vorstellungen und Symbole, vornehmlich im Bereiche des Mittelmeerbeckens* bietet, ist etwas ganz Eigenartiges: Bewußtes und Unterbewußtes, Geste, Symbol und Sprache vereinigen sich zu einem Gesamtbild der primitiven Psyche des Mittelmeermenschen, das von ungewöhnlicher Eindringlichkeit ist. Sexuelle Vorstellungen und religiöses Erleben werden hier zur Einheit; und was wir nur in den tiefsten Schichten der Gesellschaft zu suchen geneigt sind, reicht nach den Feststellungen des Verfassers bis zum Alltagsleben des Gebildeten hinauf.

Wagner hat vor einigen Jahren einen Aufsatz *Über die Unterlagen der romanischen Phraseologie*¹ veröffentlicht. Was er heute gibt, ist gleichsam folkloristische Phraseologie des Mittelmeers. Dabei ergeben sich unterirdische Kulturzusammenhänge, wie sie die rein sprachliche Betrachtung kaum aufzuzeigen vermöchte. Wie weit wir es dabei mit primitiver, wie weit mit historischer Verwandtschaft zu tun haben, ist im einzelnen oft ebensowenig zu sagen wie bei der Mittelmeerphraseologie. Sicher ist bloß, daß die Gemeinsamkeit des innern Erlebens des Menschen um so eindrucklicher erscheint, je verborgener es ist und je stärker es von imperativen Instinkten beherrscht wird, und ebenso sicher, daß das Instinktleben des südlichen Menschen Symbol und Sprache zwingender gestaltet als das des nördlichen. Das alles aus weitreichender vielsprachiger Lektüre und aus vielfältiger persönlicher Beobachtung nachgewiesen zu haben, ist das große Verdienst Wagners.

Das Lieblingswort meines Freundes Jakob Jud ist «anpacken». Er packt selbst an und veranlaßt andere, es zu tun. Er packt Lebensfragen und wissenschaftliche Aufgaben an. Diesmal sind es gleich drei Probleme, an denen er nicht nur seine Kraft mißt, sondern auch die Spannweite seines linguistischen Schaffens

¹ VKR 6 (1933), 1-26.

zum Ausdruck bringt: ein wortgeschichtliches, ein sachwortgeschichtliches und ein toponomastisches. Alle drei programmatisch gefaßt: Im ersten Aufsatz (*Surselv. bugien, oberengad. gugent 'gern'*), der einer vieldiskutierten Etymologie gewidmet ist, soll gezeigt werden, was geographisch geordnete Materialfülle, intimste Kenntnis der phonetischen Verhältnisse und Vertrautheit mit den geschichtlichen Voraussetzungen eines Spezialgebietes zu leisten vermag; der zweite (*Rätoroman. seglia, fr. sillon*) läßt erkennen, wie die überraschende Kombination weit auseinander liegender Tatsachen etymologische und bedeutungsgeschichtliche Zusammenhänge erhellt, die isoliert gesehen problematisch bleiben; geduldige Sammlung, sorgfältige Sichtung und geographisch-historische Ausdeutung urkundlichen Materials führen im dritten Aufsatz (*Die Verteilung der Ortsnamen auf -engo in Oberitalien*) auf neuen Wegen zu neuen Resultaten. Selten ist der revelatorische Wert der Materialfülle, des sachlich-sprachlichen Parallelismus und des geographischen Bildes eindrucksvoller gezeigt worden als in diesen drei Aufsätzen.

Im ersten werden untereng. *yent* und zentrallad. *yen, ġan* auf ein *VOLENDO* zurückgeführt, das nach der ersten Person des Präsens (**VOJO*) zu **VOJENDO* umgebildet und analog wie in den endungsbetonten Formen des bündnerischen Paradigmas von *VOLERE* zu **JENDO* gekürzt worden ist. *Surselv.-sutselv. buġen* ist aus *guġent* durch Assimilation des Anlautes an 'bain' in 'bain-gugent' entstanden, *guġent* selbst aus der Verbindung 'BENE-VOJENDO' hervorgegangen wie *engular* aus *INVOLARE*. Man mag sich die Entwicklung im einzelnen anders vorstellen als sie Jud sieht¹,

¹ Man könnte, stets im Gedankengange Juds bleibend und auf seinen lautlichen Feststellungen fußend, aber unter Verzicht auf die Kombination mit *BENE*, **VOJENDO* zu allgemein bündnerischem **vugien* werden lassen, aus dem sich einerseits unter Verlust von anlautendem *v* tavetscherisch *uġen*, andererseits mit Verschlufbildung labial *buġen* und velar *guġent* gebildet hätte. Jud hat an diese Erklärung gedacht, sie dann aber aufgegeben, weil die Parallelförmigkeiten (AD)VOCATUS > 'ugau', 'vugau', 'bugau', 'gujau' sich geographisch nicht mit denen von **VOJENDO* decken. Dagegen ist zu sagen, daß es sich hier um regionale Entwicklungstendenzen der relativ seltenen Lautgruppe *v* + Velarvokal handelt, wo man eine genaue geographische Übereinstimmung der Resultate in den einzelnen Fällen kaum erwarten darf. Diese fehlt auch in Italien, wo man etwa die Karten I, 174 vomitare, III, 435 volpe, III, 516 volare und VII, 1437 vomero vergleichen mag. *golph* und *sgular* sind auch in Bünden verbreitet,

das rätoromanische Gesamtbild ist fixiert und überzeugend in die zentralromanischen Verhältnisse eingeordnet, und der Eckpfeiler der ganzen Darstellung — *VOJENDO — bleibt stehen.

Der zweite Aufsatz weist nach, daß der keltische Stamm *SELJ-, den Gamillscheg und Bruch postuliert haben, in der Emilia, in Graubünden, in Ost-, Zentral-, West- und Südfrankreich, in Katalonien, Mallorca und in England (hier wie in mittelalterlichen französischen Urkunden in der Form SELIONEM) vorkommt. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt im Sachlich-Semantischen. Indem er in reizvollem Auftakt von bündner-romanischem *segliä*, *sagliä* ausgeht — wozu auch der bekannte Ortsname *Sils* (roman. *Segl*) gehört — und überraschend auf F. Seebohms *English village community* überspringt, zeigt Jud, daß 'Ackerstreifen' die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist, die auch das fr. 'sillon' noch da und dort aufweist, wenn sich auch gerade in Frankreich mancherlei sekundäre Bedeutungen entwickelt haben. CILIVM, mit dem man die Formen der Emilia¹ in Beziehung hat bringen wollen, mag hier gelegentlich den Anlaut beeinflusst haben; daß die Grundlage *SELJ- ist, steht nach den lautlichen Erörterungen von Jud außer Zweifel. Daß es wichtiger ist, « das ganze *sillon*-Problem in seinen geographischen, historischen und sachgeschichtlichen Perspektiven zu überschauen » als den Stamm *SELJ- indogermanisch zu situieren, hebt er mit Recht hervor.

wo bei VULPIS wie bei *VOJENDO die Konservativität der Randgebiete bemerkenswert ist. In Bünden werden die Verhältnisse noch dadurch kompliziert, daß anlautendes germanisches w auf verschiedenen Entwicklungsstufen wenigstens teilweise in die Entwicklungsreihe von v + Velarvokal hineingezogen wird. Für die Beurteilung der Resultate von *VOJENDO sind neben denen von (AD)VOCATUS besonders die Formen des bündnerischen Typus 'vughegiar' 'wagen' interessant, die mit denselben Anlautvarianten wie jene, aber wieder mit anderer geographischer Verteilung auftreten. Carigiet gibt *gughiar* und *ughiar*, Conradi *vugegiar*, *vugiar*, Pallioppi *buager* (veraltet) und für das Unterengadin *guagiar*, *guajar*, während in den Materialien des AIS nur Formen mit anlautendem v, u und b belegt sind. SCHORTA, *Lautl. der Mundart von Müstair* (RH 7), p. 74: *guyar*.

Instruktiv ist, was derselbe Autor p. 14 s. und 60 s. über die vom Deutschen beeinflusste Labilität der stimmhaften Labialkonsonanten feststellt. Ähnliche Erscheinungen mögen auch in andern Teilen Bündens bestanden haben.

¹ JUD, p. 152. Korrigiere dort 'Hügel mit Furchen' in 'Hügel (Erhöhung) zwischen den Furchen'.

Als Resultat des dritten Aufsatzes ergibt sich, daß die Verteilung der langobardischen Siedlungen im Piemont und in der Lombardei von militärpolitischen Erwägungen bestimmt ist: Vier Haufen dichtgedrängter *-engo*-Orte schützen die Königsstadt Pavia nach Westen und nach Osten. Es sind Bollwerke, die auf der einen Seite die fränkischen Anmarschstraßen des Großen St. Bernhard und des Mont Genève verrammeln, auf der andern das Reich gegen die Bayern und Byzantiner schützen, die über Verona, Cremona oder Piacenza vorrücken möchten. Die Siedlungen sind nach Westen und nach Osten vorgeschoben genug, um ihre militärische Mission zu erfüllen, aber doch auch nicht zu weit von Pavia entfernt, um nicht eine rasche Sammlung zu politischen Beratungen und Beschlüssen zu ermöglichen.

Dem Aufsatz folgt ein nach Regionen geordnetes Inventar der heute noch fortlebenden und der bisher nicht genau lokalisierten *-engo*-Namen in Oberitalien, das die bisherigen Zusammenstellungen berichtigt und bedeutend bereichert.

Ein jedes Problem von Bedeutung weist über sich selbst hinaus. Jud weiß, daß die Siedlungsgeographie des Langobardenreiches nicht vollständig überschaut werden kann ohne die Herbeiziehung und Lokalisierung aller germanischen und der andern mit dem Langobardeneinfall in Beziehung stehenden Ortsnamen. Er deutet selbst an, wie seine Darstellung ergänzt werden müßte. Und von der langobardischen Siedlungsforschung zu allgemeineren Problemen der Ortsnamenkunde übergehend, eröffnet er ihr weite Ausblicke in die Zukunft. Wird der groß geschaute toponomastische Atlas, von dem er träumt, sich einst verwirklichen? In der freien Höhenluft Alt Fry Rätians gedeihen die großen Pläne; von hier ist unser gemeinsames Werk ausgegangen, und an nichts Schöneres könnte mich mein Freund erinnern als an gemeinsame schöpferische Wanderstunden. Mit ihnen ist die dankbare Erinnerung verbunden an das, was er mir seit mehr als drei Jahrzehnten als Anreger, als Forscher und als Mensch bedeutet.

Bern.

K. Jaberg.

★

FERDINAND BRUNOT, *Histoire de la langue française des origines à 1900*. Tome VIII: Le français hors de France au XVIII^e siècle. Première partie: Le français dans les divers pays d'Europe. Paris, A. Colin, 1934; in-8°, I–XLVI et 1–768 p. — Deuxième partie: L'Universalité en Europe. Troisième partie: Le français hors d'Europe. Paris, A. Colin, 1935; in-8°, I–X et 769–1209 p.

Poursuivant son histoire de la langue française M. Ferdinand

Brunot nous donne deux volumes où il traite d'une façon à la fois ample et savante la passionnante question de la diffusion du français au XVIII^e siècle hors des frontières de la France. Le premier volume tout entier est consacré à l'étude de la diffusion du français en Europe. Il se présente comme une enquête approfondie où les divers pays sont passés en revue, en commençant par ceux où la pénétration du français a été très faible (Turquie et pays danubiens) pour finir par la Russie où la langue française est devenue la langue de l'aristocratie et par l'Allemagne où tous les facteurs de pénétration se sont coalisés pour faire du français la langue de la haute culture et de la vie de société. Dans cette immense enquête il a été secondé par des collaborateurs spécialisés: M. Max Fuchs pour le théâtre français à l'étranger, M. Le Gentil pour le Portugal, M. Maugain pour l'Italie, M. Kern pour la Suisse, M. Salverda de Grave pour la Hollande, MM. Legouis, Paul Yvon, Cazamian pour l'Angleterre, M. Handelsman pour la Pologne, M. Legras pour la Russie.

M. Brunot s'est attaché à dégager dans chaque cas les facteurs particuliers qui favorisaient ou, au contraire, qui entravaient la diffusion de la langue française. Pour certains pays (Hongrie, Portugal, Pologne, pays scandinaves), il est remonté au moyen âge et aux premiers contacts, pour les autres il a repris l'étude au point où il l'avait laissée au tome V. Mais on retrouve toujours le même souci de peser exactement la valeur des témoignages, de discriminer avec précision dans la complexité des faits ceux qui ont véritablement une portée et un sens.

C'est en effet la diffusion de la langue, non celle de la littérature ou de la pensée française, que M. Brunot a entendu étudier; les deux ondes, pour me servir d'une métaphore moderne, ne se confondent pas. Historien de la langue, M. Brunot est resté scrupuleusement sur le plan linguistique. Soient par exemple les romans français; on les lit partout, mais si c'est dans des traductions, comme en Italie, n'est-ce pas précisément une preuve que l'on ne sait pas suffisamment la langue pour les lire dans le texte original? Le fait, positif pour un historien de la littérature, serait négatif pour un historien de la langue s'il n'était une preuve de la curiosité pour les choses françaises qui peut provoquer le désir d'apprendre la langue. La diffusion de la langue française est encore plus indépendante de l'influence politique de la France: la venue d'une dynastie française sur le trône espagnol n'a pas donné aux Grands d'Espagne l'envie d'apprendre notre langue et d'autre part les vaincus de Rossbach devaient jouir d'un prestige assez mince auprès de l'état-major, tout français de langue, de Frédéric II.

Dans certaines régions limitrophes le français a rencontré ses propres dialectes, ainsi dans la principauté de Liège, en Savoie et dans la Suisse romande; leur situation était analogue à celle des provinces périphériques du royaume. Mais les considérations de voisinage géographique et de ressemblance linguistique n'ont guère joué ailleurs: il suffit de constater que le français a été beaucoup plus répandu en Russie qu'en Espagne!

A l'intérieur d'un même pays les différences sont grandes. L'Italie, qui, il est vrai, est morcelée politiquement, offre un exemple frappant de différences géographiques: alors que le Piémont est tout francisé, au point que les soldats sont commandés en français et qu'un architecte, de retour à Turin après un long séjour à Rome, fait rire parce qu'il emploie quotidiennement l'italien, Naples ne se met que tardivement à l'étude du français. Les différences sociales sont infiniment plus complexes à délimiter; on pourrait être tenté de croire que seul les milieux cultivés sont touchés par la diffusion du français, et de fait la plèbe londonienne conspue les voyageurs français. Mais en Russie même ne voit-on pas des serfs apprendre le français parce que leurs maîtres désirent se constituer des troupes de comédiens capables de jouer en russe et en français?

M. Brunot a recensé pour chaque pays les agents de pénétration du français: ce sont les livres lus, achetés ou même édités à l'étranger, l'enseignement, les troupes théâtrales, les jeunes gens qui reviennent après avoir fait en France un séjour destiné à parfaire leur éducation, les voyageurs qu'attire l'éclat de la vie parisienne. C'est aussi l'immense armée des Français qui émigrent à l'étranger. Les réfugiés en constituent un élément important, de haute valeur morale, mais ils ne vont naturellement que dans les pays protestants et bon nombre d'entre eux finissent par s'assimiler. En dehors d'eux, il y a foule des soldats, des coiffeurs, des cuisiniers, des marchandes de modes, des aventuriers et des aventurières de toute espèce, les précepteurs et les gouvernantes dont trop souvent la valeur morale et intellectuelle n'égale pas les prétentions, surtout en Russie où M. Brunot nous fait voir de bien singuliers *outchitels*. Enfin n'oublions pas les voyages d'un Voltaire ou d'un Diderot et les contacts directs qu'ils établissent entre les sommets de la société cultivée.

Il en résulte un éclat incomparable pour la langue française: tel grand seigneur russe ne parle la langue nationale qu'avec ses domestiques; sous Frédéric II Berlin devient un centre de publications françaises. La bourgeoisie allemande s'engoue du français au point que même ceux qui ne le savent pas rédigent dans cette langue les adresses de leurs lettres, habitude qui ne s'éteindra

qu'au milieu du XIX^e siècle. Pour chaque langue étrangère M. Brunot donne de longues listes de mots qu'elle a empruntés au français; pour n'en citer qu'un exemple, l'allemand militaire et diplomatique est tout farci de termes français.

Cependant M. Brunot voit déjà naître la réaction qui fera refluer le français. Au contact même du français, les autres nations prennent conscience de leur propre langue: en Espagne, en Portugal, en Russie, on ne songe encore, il est vrai, qu'à épurer la langue nationale des gallicismes qui l'ont envahie; en Italie les écrivains défendent les mérites de leur langue maternelle. Mais en Allemagne et en Suisse la réaction contre le Français prend un caractère plus profond: la première explosion du génie allemand, avec Klopstock et Herder, voit s'affirmer une revendication ardente de la langue allemande, conçue comme unique moyen d'expression possible de la pensée et du sentiment allemands; avant même 1789 l'Académie Royale de Prusse se voit contrainte d'admettre l'allemand au même titre que le français. La Suisse, prenant conscience de sa personnalité, se détourne de la France pour s'orienter vers l'Allemagne et l'Angleterre; les partisans d'une régénération morale qui doit faire revivre les vertus de l'ancienne Suisse sont hostiles à tout ce qui est français; en Suisse romande même, le doyen Bridel forme le rêve impossible d'une langue suisse.

Le second volume s'ouvre par une analyse de l'universalité de la langue française, telle que la conçoivent Français et étrangers au XVIII^e siècle: le français est généralement admis comme langue de la société cultivée; il a remplacé le latin comme langue « véhiculaire » de la pensée européenne; ce sont des revues et des journaux en français qui servent de traits d'union entre les lettrés des diverses nations.

Puis M. Brunot étudie l'universalité du français en tant que langue diplomatique; un dépouillement minutieux des instruments diplomatiques lui a permis d'établir la prééminence incontestée du français: un grand nombre de traités, en dehors même de ceux où la France est partie, sont rédigés en français. Mais cette prééminence n'existe qu'en fait, non en droit: M. Brunot considère même que, parmi les traités où la France est partie, on ne peut affirmer que l'original est en français que lorsque le traité comporte un « article séparé » stipulant que l'usage de la langue française dans cet acte ne saurait constituer un précédent. Le français ne règne d'ailleurs pas sans partage: l'allemand est encore fréquemment employé entre les cours allemandes et l'italien continue à jouer un grand rôle dans la Méditerranée et dans les relations des Etats italiens avec l'Empire.

Une étude sur l'universalité de la langue française comportait nécessairement l'examen des réponses au fameux concours proposé en 1782 par l'Académie de Berlin. M. Brunot a dépouillé tous les mémoires qui furent envoyés; il confirme que les deux meilleurs sont bien ceux entre lesquels l'Académie partagea le prix: le discours de Rivarol et le mémoire de l'Allemand Schwab. Il n'hésite pas à donner la préférence à ce dernier, non exempt de défauts et assurément moins brillant que l'autre, mais sérieux, profond, animé d'un souci de justice scrupuleux, tandis que le discours de Rivarol est le « chef d'œuvre d'un illusionniste ».

Tout ce que nous venons de voir a trait à l'Europe. Or, au XVIII^e siècle, selon le mot de M. Brunot dans l'avertissement du premier volume, le français « gagne l'Europe et perd le monde ». Le traité de 1763, qui anéantit presque complètement la domination coloniale de la France, ruine du même coup les possibilités d'universalité mondiale, et non plus seulement européenne, du français. Mais qu'avaient fait jusqu'à cette date les Français pour la diffusion de leur langue dans leurs immenses territoires d'Amérique? Colbert désirait l'assimilation des indigènes; mais c'est à peine si cette vue grandiose reçut un commencement d'exécution; les missionnaires se bornèrent bientôt à essayer de convertir les « sauvages » dans leur propre parler, le nombre des mariages mixtes fut très faible. Le Canada fut cependant le théâtre d'un événement linguistique extrêmement intéressant: la disparition des patois amenés avec eux par les colons et la naissance d'un français canadien, assez unifié; ni l'enseignement, rudimentaire, ni la vie intellectuelle, médiocre, ne jouèrent de rôle dans ce phénomène; la cause doit en être cherchée bien plus dans les nécessités de la vie commune et surtout dans les mariages entre personnes parlant des patois différents; enfin l'unification était rendue plus facile par la prédominance de colons de langue française, originaires de l'Ile-de-France et des provinces de l'Ouest, tandis que les contingents fournis par le Midi et le Sud-Est étaient insignifiants.

Les îles des Antilles et de l'Afrique australe et la Guyane où les esclaves noirs étaient fort nombreux, voyaient de leur côté se produire un phénomène d'un tout autre ordre, mais non moins digne d'attention: la naissance de parlers néo-français, les parlers créoles. M. Brunot a repris le problème tant controversé de la part qui revient aux langues africaines dans leur formation. Il se refuse à les considérer comme des langues mixtes; ce sont pour lui des « provignements » du français, mais, si l'action positive des langues africaines a été très faible, leur action négative

contribue à expliquer la simplification extrême du français que présentent ces parlers. M. Brunot remarque très finement que le créole a fait obstacle au français; né chez les esclaves, il a même fini par s'imposer aux maîtres des « habitations ».

Après le traité de 1763 il ne peut s'agir que de survivances (en Louisiane même la situation du français était bien compromise). Le Canada et l'Acadie ont réalisé ce prodige de maintenir la langue française tout en se refusant à garder le contact avec la pensée française. Quant aux colonies fondées par les réfugiés sur le territoire des futurs Etats-Unis ou dans les possessions hollandaises de l'Afrique australe, elles furent assimilées par la population dominante avec une vigueur et un esprit de suite qu'on ne trouve pas alors au même degré en Europe.

Tel est à vol d'oiseau le contenu de ces deux beaux volumes. Cette esquisse rapide ne peut donner qu'une idée bien sommaire de leur richesse. Ils contiennent en particulier d'intéressantes suggestions de travaux, comme d'effectuer en d'autres villes étrangères des recherches analogues à celles que Mlle Gayl a faites aux archives de Varsovie pour évaluer avec précision le nombre et la qualité de la population française qui résidait dans cette ville, ou encore de dresser un atlas de la diffusion de français où seraient reportées les diverses catégories de centres (écoles, théâtres, églises, cabinets de lecture) d'où la langue a pu rayonner.

On a souvent constaté que l'ouvrage de M. F. Brunot devenait plus ample et plus grandiose à mesure qu'il avançait. Ces deux volumes, où la critique la plus scrupuleuse s'allie au sens des réalités et à la profondeur des vues générales, nous ouvrent des horizons surprenants.

Strasbourg.

G. Gougenheim.

★

FRANCK L. SCHÖELL, *La langue française dans le monde*. Préface d'Albert Dauzat. Paris, d'Artrey, 1936; in-8°, 377 pages.

Comme l'indique dans sa préface M. A. Dauzat, M. Franck L. Schœll était particulièrement qualifié pour écrire ce livre. Des séjours à l'étranger, de longs contacts avec les milieux internationaux l'ont mis à même d'observer directement la réalité actuelle. Il est au courant des événements politiques, sociaux et économiques qui ont leur répercussion dans le domaine linguistique; il s'est documenté sur la législation scolaire des divers pays; il n'ignore pas non plus les effets des inventions récentes, cinéma parlant et

T.S.F. Mais, bien que supposant une érudition considérable, ce livre n'en est pas écrasé et son premier mérite est d'être vivant. La curiosité du lecteur est sans cesse tenue en éveil par les vues nouvelles et les détails inédits qu'il lui présente. Jamais il n'est accablé sous leur masse.

Mais cet ouvrage a une autre qualité, encore plus précieuse, il est objectif et modéré. Après tant d'articles où des ignorants ont étalé leur présomption et leur impertinence, c'est un plaisir pour l'esprit de voir un homme solidement documenté juger sérieusement et avec bon sens.

M. Schœll rappelle d'abord l'expansion du français dans le passé, puis il décrit son expansion actuelle et termine en étudiant le français comme langue des relations internationales. Pour l'étude de l'expansion actuelle M. S. a réparti les pays en deux catégories. La première comprend les territoires où le français « est ou était à une date récente langue maternelle, officielle ou historiquement privilégiée »: ce sont d'abord les deux pays bilingues voisins, la Belgique et la Suisse, auxquels se rattache le Luxembourg, où le français doit sa situation privilégiée à une supériorité historique et sociale; puis viennent de petits territoires aux confins de la France, vieux terroirs de langue française, les îles anglo-normandes et les hautes vallées piémontaises; ensuite les anciennes colonies françaises d'outre-mer (Canada, Louisiane, Haïti, anciennes Antilles françaises, île Maurice), les colonies et protectorats français actuels, enfin les Etats du Levant (Turquie, Syrie, Palestine, Egypte). La seconde catégorie embrasse tous les autres pays du monde, où le français peut aspirer au rôle de « langue d'appoint ». Sans doute les défauts de ce plan sautent aux yeux: le français parlé par les Canadiens émigrés aux Etats-Unis est séparé de celui qui est parlé au Canada; le créole des Antilles est morcelé selon l'appartenance politique actuelle. Mais il présente l'avantage de grouper les pays où le français a eu un rôle de premier plan. Il est évident que la situation n'est pas la même à Jersey qu'à Londres, à Aoste qu'à Rome. Le Canada, la Louisiane, les anciennes Antilles françaises, l'île Maurice sont de vieilles terres françaises, où le français a continué à vivre avec des fortunes diverses: vigoureux au Canada, étiolé en Louisiane, soutenu dans les îles par une vieille culture littéraire qui assure sa survie à côté des patois créoles. Dans les colonies et les protectorats français, il s'agit de l'expansion de la langue nationale sur un territoire immense, politiquement régi par la France. Quant au Levant, le français y a de vieilles positions, mais les vicissitudes de la politique ont fait que sa situation est devenue très inégale selon les régions.

Comme exemple de l'esprit dans lequel M. S. a abordé ces

questions délicates, nous ne citerons ici que ce qu'il dit de la Belgique: il ne dissimule pas que la politique qui faisait du français l'unique langue officielle du royaume au XIX^e siècle était injuste et ne pouvait survivre au développement de la démocratie qui amenait des classes nouvelles à participer à la vie publique.

Dans le reste du monde les transformations politiques qui se sont accomplies dans le cours du XIX^e siècle ont eu pour conséquence un changement total dans la diffusion du français. Le lecteur qui vient de lire le tome VIII de l'*Histoire de la langue française* de M. Ferdinand Brunot et qui ouvre le volume de M. S. a l'impression d'un changement complet. Ce n'est guère qu'en Suède que le français a gardé quelque chose de son ancienne situation privilégiée. Partout les langues nationales se sont imposées et ont évincé le français de la première place. Certains Etats même, devenant bilingues, ont été amenés à enseigner deux langues dans leurs écoles: la Finlande le suédois à côté du finnois, l'Afrique du Sud l'afrikander à côté de l'anglais; il en résulte que dans ces pays le français vient au mieux à la troisième place. Mais même comme langue d'appoint le français a vu s'élever des concurrents redoutables parce que leur connaissance peut apparaître comme plus utile. Comme langue mondiale, l'anglais a conquis le premier rang et l'espagnol est pour le français un rival sérieux. En Europe l'allemand et, dans une certaine zone, le russe jouissent d'un grand prestige.

Comme langue des relations internationales le français a perdu sa primauté qui était d'ailleurs, comme le rappelle fort justement M. S., une situation de fait et non de droit. Les traités de 1919 et la Société des Nations ont consacré l'avènement de l'anglais à côté du français. Mais, dans ces dernières années, les autres pays, au moins les plus importants, tendent à employer leur propre langue dans leurs relations avec l'étranger.

M. S. se demande, en terminant son ouvrage, quel avenir peut espérer la langue française dans le monde. Son rôle de langue dominante, déjà sur le déclin à la fin du XVIII^e siècle, est bien fini. Le français a un large avenir en Afrique, mais on ne saurait, sous peine de ridicule, voir en lui dès maintenant, ou même dans un avenir proche, la langue des 100 millions d'habitants qui peuplent l'empire français. Surtout il peut maintenir ses positions de langue de complément en Europe et en Amérique. Mais pour cela M. S. a plus de confiance dans la culture de qualité dont il doit rester l'instrument, à condition qu'elle sache user des moyens nouveaux de diffusion créés par la science, que dans toutes les propagandes officielles, si bien intentionnées soient-elles. Conclu-

sion fort sage d'un livre à la fois savant et attrayant qu'illustrent de façon pittoresque des échantillons des formes sous lesquelles le français est parlé dans le monde.

Strasbourg.

G. Gougenheim.

★

ILSE SCHOENIAN, *Die Sprache des Cartulaire de l'Abbaye du Val-Benoit* (ed. Cuvelier, Brüssel 1906), BBRP VII, 4; Gronau, Jena und Leipzig 1937; VIII-67 S.

Die Arbeit Ilse Schoenians stellt sich die Aufgabe, eine Darstellung der Sprache eines altwallonischen Cartulaire's¹ zu geben. Allerdings beschränkt sich die Verfasserin in erster Linie auf die Phonetik und Morphologie und läßt syntaktische und lexikologische Fragen außer Betracht. In geschickter Weise greift sie die Probleme heraus, die Gelegenheit zur Diskussion bieten und verzichtet auf die traditionelle Systematik.

Es sei mir im folgenden gestattet, zu einigen der aufgeworfenen Probleme Stellung zu nehmen.

p. 7: In der Besprechung des Problems des sogenannten nachlautenden *i* berücksichtigt Sch., wie mir scheint, in viel zu geringem Maße die ausgezeichnete Arbeit von Wahlgren², obwohl sie diese in der Bibliographie anführt. Sch. fußt im großen ganzen auf Zemlin³, dessen Arbeit durch diejenige Wahlgrens, welcher die Vokalverbindungen mit « parasitärem » *i* als bloße Graphien deutet, hinlänglich widerlegt wird. Der Standpunkt der Verfasserin tritt überhaupt nicht klar zutage, da sie einerseits ein nachlautendes *i* als existierend annimmt und es andererseits kurz darauf als « angeblich parasitär » bezeichnet. Ich will mich hier mit dem Hinweis auf Wahlgren begnügen.

Für die Kapitel: « Die Diphthonge *oi* und *ai* (p. 15), Nasales *u* (p. 23), Dial. *oi* statt literar. *i* (p. 27) und *ie*-Diphthonge (p. 29) » hätte die Verfasserin unbedingt die Arbeit von Valkhoff⁴ hinzu-

¹ Es wird keine genaue Lokalisierung gegeben; nach DE SEYN, *Dict. hist. et géogr. des communes belges*, 1934, II, p. 967, gehört die Abtei des Val-Benoit zu Ougrée, welches auf der Straße Lüttich-Namur, 7,5 km von ersterem entfernt, liegt.

² WAHLGREN, E. G., *Sur la question de l'i dit parasite*, in *Mélanges de Philologie offerts à M. Johan Vising*, Göteborg und Paris 1925, p. 290.

³ ZEMLIN, J., *Der Nachlaut i in den Dialekten Nord- und Ost-frankreichs*, Diss. Halle 1881.

⁴ VALKHOFF, M., *La théorie d'une double accentuation des diphton-*

ziehen müssen, worin die Bedeutung der doppelten Akzentuierung für die Diphthongierung und Monophthongierung im Wallonischen dargestellt wird. Es wäre dadurch manches klarer geworden. Auch hier will ich nicht näher auf diese Frage eingehen und es beim Hinweis auf Valkhoff belassen.

Immer wieder läßt sich, wie auch in der Behandlung der Frage des parasitären *i*, feststellen, daß Sch. viel zu sehr von der Graphie ausgeht und zu wenig versucht, den phonetischen Wert der betreffenden Graphie zu ergründen. Dadurch unterliefen einige Irrtümer, welche hier berichtigt werden sollen.

p. 1: *dioes* wird als « gelehrtes Wort und lateinischer Ausdruck in fr. Gewande » *DIES*, statt *jour*, gleichgestellt. Ich glaube vielmehr, daß hier die alte nordfr. Form *dioes* 'jeudi' vorliegt und von einem latinisierenden Wort nicht die Rede ist¹.

p. 8: Kaum mit Recht reiht Sch. die Form *semedi* in die Gruppe der Wörter mit Palatalisation von *a* > *e* in vortoniger Silbe. Wenn man nicht, wie Foerster², darin ein von *SEPTIMUS* beeinflusstes *samedi* sehen will, so vergleiche man eine lautliche Parallelerscheinung des entnasalisierten vortonigen *a* in *année* (ALF 44) und auch in *canard* (ALF 198). Das Gebiet der Formen 'ené, êné' und 'kenar, kênar' deckt sich weitgehend, aber nicht vollständig (z. B. Wallonie), mit dem von 'semdi, sêmdi' (ALF 1186)³.

p. 12: Sch. spricht von einer Verdunkelung der Vokale, besonders des *a*, durch *u* (Nachlaut *u*). Hierin ist nichts anderes zu erblicken als eine Graphie für das velarisierte *â* des Wall., was von Sch. auch konstatiert wird. Das Problem ist aber unrichtig formuliert: *au* ist eine Graphie für *â* und es handelt sich nicht um ein *u*, das ein *a* verdunkelt hätte. — In der Endung *-auble*, *-aule* sieht Sch. das Zusammentreffen zweier Tendenzen: « die Konsonantenverbindung *-bl-* wird *-ul-* auch sonst im Wallonischen, und *-auble* reiht sich in die Gruppe der anderen Worte mit *au* für *a* in der Tonsilbe ein. Das *aul* < *-abl-*, das keine Spuren hinterlassen hat, war nur in ursprünglich gelehrten Formen mit erhaltenem *b* mög-

gues et l'ancien wallon, in *Mélanges de Philologie offerts à J.-J. Salverda de Grave*, Groningue 1933, p. 338.

¹ Cf. GODEFROY, *Dictionnaire de l'ancienne langue française*, II, p. 716, dessen Beispiele in der Hauptsache dem wall.-pikard. Sprachgebiet entnommen sind.

² FÖRSTER, W., *Aiol et Mirabel und Elie de St-Gille*, Heilbronn 1876–1882, p. 600.

³ Cf. auch ganz seltene *-e*-Formen bei GODEFROY, z. B. I, p. 287, s. *anel*; VIII, p. 125, s. *année*, u. a. m.

lich; bei rein dialektischer Entwicklung hätte das Ergebnis *-of* sein müssen, wie es auf der Karte 'table' des ALF in 'tof' vorliegt. Die moderne Form des *-abilis*-Suffixes lautet dagegen *-âb*, noch mit einer schwachen Spur des einstigen *au*. » Dazu ist nun folgendes zu sagen: Es sei vorweggenommen, daß dieses Problem überhaupt in einen anderen Zusammenhang gehört. Die Entwicklung *-abl* über *-avl* zu *-aul* (aus lat. *-ABULU*, *-ABILE*) ist durchaus volkstümlich. Ferner sind im West- und Südwallonischen Formen belegt, die auf altes *-aule* zurückgehen (cf. ALF 1273 'table' und besonders 451 'étable'). Die nordostwall. Entwicklung *tôf* geht auf eine Form *tâve* < *tâvle* zurück, mit Reduktion der Endgruppe muta + liquida (z. B. *arbre*: *âbe*, *simple*: *simpe* usw.) und Stimmloswerdung des *-v*. Beim nwall. Suffix *-âbe* liegt hingegen wohl fr. Einfluß vor.

p. 20: Sch. sieht in Formen wie *ancesseir*, *procurere*, *rechiveres*, *somoneres* usw. eine « besonders auffallende Schreibung statt des neuen *eu*-Lautes » und bemerkt, daß Wilmotte aus einem alten lütt. Text Beispiele bringt, in denen lat. *-ATOR* als *-ere* erscheint und nicht als schriftsprachl. *-eur*. Zweifellos liegt in *-ere* die absolut regelrechte Entwicklung des Nominativs *-ATOR* vor, während die angeblich neue Endung *-eur* einfach die des Akkusativs *-ATOREM* darstellt (cf. afr. *IMPERATOR* > *emperere(s)*, *IMPERATOREM* > *empereor*).

p. 23: Awall. *unk*, *unke*, entsprechend nwall. *ok*, *ôk* 'un'. Sch.: « Der gutturale Verschlusslaut in *onk* weist, wie die Verteilung auf dem ALF in den P. 88–193 längs der deutschen Grenze zeigt, auf Einfluß des Hochdeutschen. In *brun*, dt. *braun*, wird das *k* aber nicht gesprochen. » Hierzu ist zu sagen: Erstens entspricht die Verteilung der *-k*-Formen auf Karte 1347 des ALF absolut derjenigen vieler, dem Wall. und Lothr. gemeinsamer Phänomene. Zweitens gibt es für diese Erscheinung keine Parallelbeispiele. Die Verfasserin sagt ja selbst, daß im Fall *brun* « das *k* nicht gesprochen wird ». Drittens endlich gibt Haust¹ unter dem Artikel *nouk* folgende Erklärung: « on peut supposer un type initial *UNUM + QUEM > *onk*, *NULLUM + QUEM > *nouk* ». Diese These wird, wie ich glaube, gestützt durch die Tatsache, daß die Gutturalformen nur (cf. ALF) außerhalb eines Satzzusammenhanges stehend vorkommen, und durch die Bedeutung 'l'un, quelqu'un' (cf. Haust, p. 441; ALF 1118, P. 194 *ôk*, P. 191, 195 *ôk* 'quelqu'un').

p. 26: *jenvier* wird von Sch. unter die Fälle des Übergangs *a* > *e* nach Palatal in geschlossener Silbe gereiht (z. B. *charbon* > *cherbon*). Doch ein Vergleich mit den it. und span. Typen *gennaio*,

¹ HAUST, JEAN, *Dictionnaire Liégeois*, 1933, p. 430.

enero zeigt uns¹, daß auch *jenvier* auf ein vlat. JENUARIUS zurückgehen muß und es sich hier unter keinen Umständen um einen sekundären Wandel $a > e$ handeln kann.

p. 36: Unter dem Abschnitt: «Verdunkelung des Vortonvokals», meist des *e*, führt Sch., neben *prumier*, *ruchut* usw., wo zweifelsohne eine Verdunkelung vorliegt, auch *ju*, *chu*, *lu* an. Ganz abgesehen davon, ob wir dem *u* den Lautwert *u* oder *ü* geben müssen (cf. *Formenlehre*, p. 54), handelt es sich hier kaum um eine sekundäre Verdunkelung, sondern um die primären Formen, welche denen des afr. *jo*, *co*, *lo* entsprechen.

p. 46: Sch.: «Die Zurückführung des *ch* (< κ^E) zum *ce* der Literatursprache brachte eine Unsicherheit der Aussprache mit sich, in deren Folge auch *che* der zweiten Gruppe (*charbon* > *cherbon*) manchmal als *ce* auftrat: *cerbenage*, *cevalir* usw.» Meiner Ansicht nach liegt hier viel eher eine Unsicherheit der Graphie als der Aussprache vor. Auf Grund des von mir gesammelten Materials² läßt sich feststellen, daß in den meisten Fällen sowohl *c* wie *ch* der Lautwert \acute{c} , resp. \acute{s} beizumessen ist.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß eine der ersten Forderungen bei der Behandlung einer Urkundensprache darin besteht, hinter dem graphischen Bild die lebendige, gesprochene Sprache zu sehen und die Bemühungen des Schreibers, diese in ihren lautlichen Variationen schriftlich wiederzugeben. Ferner darf man nie vergessen, daß über dem verallgemeinernden Lautgesetz die Geschichte des einzelnen Wortes steht. Die zu geringe Beachtung dieser Grundsätze beeinträchtigt den Wert der an sich mit guten Belegen ausgestatteten, aber zu wenig in die Tiefe gehenden Arbeit.

Zürich.

C. Theodor Gossen.

★

EUGEN LERCH, *Historische französische Syntax*, III. Modalität (Stimmführung und affektische Verkürzung, Interjektionen und Nominalsätze, Stimmdruck und Wortstellung). Leipzig (Reisland) 1934, XVI u. 504 p.

Der III. Band des großangelegten Werkes behandelt die Modalität und beginnt mit der Abgrenzung des Gebietes, wobei der affek-

¹ MEYER-LÜBKE, *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft*, Heidelberg 1920, p. 157, und REW 4576.

² Es handelt sich um die Urkunden von Douai, hgg. von G. ESPINAS, *La Vie urbaine de Douai au Moyen-Age*, Paris 1913.

tischen Rede sofort der Löwenanteil zugesprochen wird. Es bedeutet einen bewußten Fortschritt gegen frühere grammatische Darstellungen, wenn Lerch in den affektischen Sätzen das Ursprüngliche und das Normale, in den nicht affektischen Aussagesätzen das Seltene, Spätere erkennt.

Dann mustert er die modalen Ausdrucksmittel und macht wenigstens grundsätzlich den Ansatz einer musikalischen Zergliederung. Die phonetisch-syntaktische Aufgabe voll zu lösen, wird allerdings erst mit Hilfe experimentell phonetischer Messungen auf Grund zahlreicher Untersuchungen möglich sein, an denen es jetzt noch fast ganz fehlt. Lerchs Tabelle, p. 7, ist ein schwacher Versuch. Vgl. dazu Ettmayer, *Analytische Syntax*, 2 (1931). Lerch beabsichtigt von der geschriebenen zur gesprochenen Sprache vorzudringen, und schon für diese Absicht muß man ihm dankbar sein, bleibt auch — begreiflicherweise! — die Ausführung weit zurück. Die Syntax der gesprochenen Sprache — vielleicht eine der lockendsten Aufgaben der modernen Sprachwissenschaft — müßte ein vortrefflich geschulter Sprachforscher in der Weise studieren, daß er, im Lande der zu untersuchenden Sprache lebend, alles Gelernte vergäße und nur das wirklich Gehörte — dies allerdings mit der Satzmelodie — fortwährend aufzeichnete. Der Unterschied zwischen den schriftsprachlichen Ausdrucksmitteln und den im Alltag stets verwendeten wäre groß, und sich seiner bewußt zu werden, jede Mühe wert.

Lerch bestrebt sich auch in diesem Bande, Geschichte und praktische Belehrung zu verbinden. Seine stets einfache Darstellung berücksichtigt den Leser, der bei schwieriger Problemstellung nicht mit könnte. Der reiche Beispielstoff und die mitunter schulbuchmäßige Art der Darstellung (vgl. die Aufzählung der Inversionen, p. 408 ss., oder die praktischen Regeln der Inversion beim Prädikat, p. 392) machen diese Syntax zu einem Nachschlagebuch, dessen Hilfe der Unfertige, also gerade der, der es am nötigsten braucht, viel und gern in Anspruch nehmen wird. Es liest sich leicht, fast möchte man sagen, gemütlich. Mit Recht — ganz besonders bei der Wortstellung — lehnt Lerch ab, zwischen Grammatik und Stilistik eine Grenze zu ziehen, vielmehr schließt er stilistische Fragen grundsätzlich in den Kreis der Betrachtung ein, z. B. *il y eut un rire* als impressionistische Wendung. Dabei stellt er fest, daß die ersten französischen impressionistischen Dichter die impressionistische Malerei noch nicht kannten, und belegt impressionistische Stilmittel schon im Lateinischen (p. 94). Die Vorstellung, nur ein mit Verb. fin. gebildeter Satz entspreche dem Begriff des Satzes, ist uns nicht aus der Logik, sondern aus der literarischen Gepflogenheit vieler Jahrhunderte erwachsen.

Wiederholt berücksichtigt Lerch das Eingreifen der Grammatiker, z. B. p. 402, in anderer Weise p. 457 ss. Uermüdlicher Fleiß spricht aus der die ganze neuere Literatur zu Rate ziehenden Durcharbeitung. Sie zeugt von ehrlichem Ringen mit dem so widerspenstigen Stoffe. Sie steht auf modernem Boden. Allerdings hat sich Lerch nicht in allen Punkten aus den Banden der alten Grammatik befreit, — aus naheliegenden Gründen. Das wirklich neue grammatische System steht ja noch nicht fest und es wird damit gehen wie mit der Aussprache des lateinischen *c*: Die Lehrer hatten [ts] gelernt und konnten gewohnheitsmäßig nicht davon los kommen. So lernten die Schüler «es wurde [k] gesagt», sprachen aber selbst weiter [ts], und so dringt die *k*-Aussprache langsam durch. Mit der Bezeichnung Ziel für Inhalt der Aussage, Start für Ausgangspunkt (Thema) greift Lerch, offenbar unbewußt, auf die Ausdrücke der ältesten wissenschaftlichen Wortstellungslehre H. Weils zurück, der *but* und *début* verwendete. Gegen Lerchs «Rede als Tatsache» möchte ich Einspruch erheben. Von allen Bezeichnungen des «Stil indirect libre» ist es die, die den Sachverhalt am wenigsten kennzeichnet. Mit der Wortstellungslehre, die den größten Teil des Bandes füllt, hat Lerch etwas gegeben, was uns eigentlich — trotz der problemreichen Syntax Ettmayers und dem vortrefflichen Buche Blinkenbergs, trotz der Zusammenfassung Meyer-Lübkes einerseits und den zahlreichen bedeutenden Einzeluntersuchungen andererseits — fehlte: eine dem Durchschnittsleser zugängliche, geschlossene und doch ausführliche, geschichtlich fundierte und praktisch verwendbare, moderne französische Wortstellungslehre.

Besonders hervorzuheben wären etwa: p. 18, die Interjektion ist echt, sofern sie keine Etymologie hat. Nur diese hat Satzfunktion, alle andern sind «verkürzte Nominalsätze».

Ein beachtenswerter Erklärungsvorschlag ist p. 265: die Mittelstellung des Verbum im Typus *rex habet castellum constructum* geht auf die Umdeutung des adjektivischen Partizips zum «zusammengesetzten Perfekt» zurück. Von da aus konnte sich dieselbe Stellung des Verbs auch sonst einbürgern. p. 285: Da es in jeder sprachlichen Periode sowohl steigende als fallende Rhythmen gibt, muß die Frage immer lauten, ob steigende oder fallende Tendenz vorherrsche. Am bemerkenswertesten ist das Kapitel über das «enklitische» Pronomen. Lerch weist nach, daß das nicht akzentuierte Objektpronomen schon im ältesten Französisch nicht mehr als rein enklitisch angesehen werden kann und daß der Übergang zur Proklise bereits in vorhistorischer Zeit beginnt. In historischer Zeit steht es in der Pause zwischen stärker akzentuierten Wörtern (p. 287 ss.). Vgl. dazu noch unten p. 162.

Daß angesichts eines solchen Werkes immer noch unerfüllte Wünsche laut werden, ist nur begreiflich. Die folgenden Bemerkungen wollen zu weiterer Durcharbeit anregen.

Was die Einteilung der Wortstellungslehre anbelangt, wäre folgendes zu bedenken. Sie stellt nebeneinander: die psychischen, die rhythmischen, die logisch-grammatischen Faktoren und weiter — auf derselben Einteilungsebene — die Anordnung nach der Konkretheit und die impressionistische. Die « Konkretheit » ist nichts anderes als ein psychischer Faktor. Was dem Sprecher — nach Lerchs Darstellung — als « konkret » im Vordergrund des Bewußtseins steht, ist nichts anderes als das « Wichtige », das, was er dem Hörer stark vor Augen bringen will. Wenn es aber heißt *li rois l'espee ceint*, so ist *l'espee* damit doch nicht « konkreter » als in *li rois ceint l'espee*. Ich leugne, daß der Verbalbegriff an sich blasser und ferner liegend ist als der Nominalbegriff, cf. noch unten p. 161: *ceindre l'espee* ist eine Vorstellung. Die auf das Schwert abzielende Handbewegung ist eben so bildhaft lebendig, wie das Schwert selbst, oder vielmehr, für den naiven Menschen ist bei Schwert-gürten, -ziehen, -schwingen, mit dem Schwert schlagen, das eine vom andern ja gar nicht zu trennen. Die Stellung *l'espee ceint* ist entweder « impulsiv » oder archaisch. Übersehen wir doch auch nicht, daß unter zwei gleich möglichen Stellungen das Reimbedürfnis entscheiden konnte. Dieser Einteilungsgrund ist also keiner. Die Beispiele reihen sich mühelos in die anderen Typen. Die impressionistische Anordnung, die nur literarisch besteht (p. 464 ss.), ist ebenfalls nicht neben der psychischen und rhythmischen als selbständiger Einteilungsgrund berechtigt. Es ist eine Anordnung zum Zweck bestimmter künstlerischer Wirkung. Man kann aber innerhalb der andern Einteilungsgruppen dieselbe künstlerische Absicht (und ihre Erreichung) nachweisen. In Lerchs Schema fehlt das, was ich als « gefühlerregende » Rede neben die rein subjektive (gefühlterregte) und die rein objektive (sachliche) stellte, um der absichtlichen Wirkung auf den Hörer ihren in der Sprache so überaus breiten Platz klar abzugrenzen. Die Anordnung nach dem Bestreben schönster Wirkung ist gewiß literarisch-künstlerisch, aber auch aus dem Alltag nicht ganz verbannt. Die Anordnung nach dem Bestreben irgend einer Wirkung — erschütternd, eindringlich, besänftigend, vorsichtig vorbereitend, überraschend usw. — gehört vollkommen dem Alltag an. Sie ist, wie Lerch richtig bemerkt, nichts weniger als impulsiv. Aber seine « impressionistische » Einteilung ist nicht berechtigt, weil sie die andern Einteilungsgründe schneidet. Bewußte Wirkung kann mit jeder Sprechweise erzielt werden.

Das moderne Prinzip der Wortstellungslehre ist bei der Inver-

sion durchbrochen, die nach altem Muster als Kapitel für sich betrachtet wird, nicht je bei der zugehörigen Gruppe (vgl. dagegen Blinkenbergs Anordnung). Das hängt mit einem auch sonst fühlbaren Mangel zusammen: Lerch verschmäht die gut begründete Unterteilung nach Zerreißbarkeit und Verschiebbarkeit der Gruppen(Satz)glieder, die doch in so vielen Fällen die Erklärung der « Inversion » abgibt. Für die Inversion als Anknüpfung ist natürlich maßgebend, was dem zu untersuchenden Satze vorausgeht. Wortstellungsbeispiele können daher gar nicht weit genug ausgeschnitten sein. « Natürlich ist im Einzelfall nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden, welche Vorstellung die wichtigere sei », sagt Lerch, p. 416. Das ist eben eine Hauptaufgabe der Texterklärung. Die Wortstellung ist für Interpretationszwecke noch nicht genügend fruchtbar gemacht.

Der Widerstreit zwischen rhythmischer Überlieferung und augenblicklichem Sprechbedürfnis könnte noch viel stärker herausgearbeitet werden, und eine geschichtliche Übersicht bietet gerade die notwendige Grundlage für die Beurteilung, was im gegebenen Sprachzustand wirklich aus der Sprechsituation geschaffen wird, was, jahrhundertlang überliefert, immer noch genügt, weil das Sprachbedürfnis sich dem herrschenden Rhythmus anpaßt. Aus diesem Gesichtspunkt ist z. B. das Abnehmen der Inversion in der Alltagssprache zu betrachten, während ihre Zunahme in gewissen Kreisen (Dissertationsstil) zu den « Regressionen » gehört. Wir erkennen darin eine bewußte Auswahl des Ausdrucksmittels, weder impulsiv noch anknüpfend, sondern ein willkürliches, « elegantes » Stilmittel. Vgl. dagegen bei Lerch, p. 278 und *a. a. O.*

Ordnet ein heutiger Schriftsteller an: *Dans un recul profond, derrière des colonnes, un cierge brûlait*, so ist das keineswegs « impulsiv », vielmehr in hohem Grade wirkungsberechnend. Der Dichter zieht einen steigend-fallenden Rhythmus dem steigenden vor, die Kerze ist die Hauptvorstellung, die Anordnung impressionistisch: Die Höhle — tief — hinter Säulen (also halb verborgen!) — die Kerze. Auch im Altfranzösischen haben wir es bei den lateinischen Stellungen nicht nur mit « impulsiven » zu tun, die das Ergebnis des augenblicklichen Ausdrucksbedürfnisses wären, sondern mit rhythmischen Ausläufern. Nebenbei gesagt, scheint mir der Beginn des Rolandsliedes kein geeigneter Beleg für rein impulsive Wortstellung. In V. 2, 3 haben wir die Wortstellung Übriges — Verb, aber der eigentliche Inhalt von V. 2 ist doch, daß er in Spanien gewelt hat. Vgl. übrigens V. 2 und V. 2610: *set anz tuz plains ad en Espaigne estel*, wo keineswegs mehr Impulsivität zum Ausdruck kommt als in V. 2. Aber hier ist eine *-aigne*-Assonanz, dort eine auf *-et*. Dasselbe gilt für so viele inhaltlich

ähnliche oder gleiche Stellen. V. 5 ist gar nicht impulsiv, vielmehr ist er die Fortsetzung von 4, und beide Verse sind die Auseinanderfaltung von 3 (verdecktes Thema). Erst V. 6 *Fors Sarraguze* —, den Lerch ausläßt, bringt eine Fortschreitung der Erzählung. Eine wirklich impulsive Anordnung zeigt also nur V. 7 *Li reis M.* —, während 8 wieder Auseinanderfaltung des zweiten Halbverses von 7 ist: Er liebt Gott nicht = Umschreibung für « Heide ». Die Nennung der Götzen entwickelt das Vorhergehende. Die Stellungen sind also alle archaische, rhythmische Überlieferung.

Nicht jede fallende Wortstellung ist « impulsiv ». Der fallende Rhythmus und das impulsive Sprechbedürfnis decken sich nur in bestimmten Sprachperioden, grundsätzlich müssen sie auseinander gehalten werden, z. B. p. 271 ss. ist im französischen Bibeltext nicht die Impulsivität verschieden vom spanischen und lateinischen, sondern der damalige Rhythmus. Vgl. die von Lerch gut gedeuteten Fälle p. 278. In dem Beispiel *Kennst Du das Land . . . c'est là que je voudrais vivre avec toi* dient das einleitende *c'est* dazu, das *là* an den richtigen rhythmischen Platz zu bringen. Dieses *là* ist nicht anknüpfend wie Lerch meint, weil es auf das Frühere hinweist, es drückt vielmehr (pathetisch) die Richtung der Sehnsucht aus. Es ist der eigentliche Träger der Mitteilung: daß ich mit Dir leben und sterben will, weißt Du. Aber dort soll es sein. Endlich die lang erörterte Frage, ob der Rhythmus das Frühere ist oder die Bedeutung (p. 295 ss.). Sie erinnert ein wenig an die von der Henne und dem Ei. Sie war von vornherein nicht richtig gestellt. Primär ist der Tonfall. Als primären Rhythmus könnte man höchstens Aus- und Einatmung erkennen. Beim Tierschrei finden wir fallende, steigende und steigend-fallende Rhythmen. Reden wir aber von der auch nur primären Mitteilung als menschlicher, bewußter Sprechhandlung, so ist es geboten anzunehmen, daß sich Sprachelement an Sprachelement reiht und daher der Bedeutungsrhythmus zum Tonfall und zum mechanischen Atemstoßrhythmus hinzutritt. Die bei Dichtern bekannte Erscheinung, daß ein künstlerischer Rhythmus auftaucht, der sich erst später zur Idee (zu einem Inhalt) gestaltet, kann mit der urtümlichen Sprechhandlung, soweit sie auf Mitteilungsabsicht beruht, nicht auf eine Linie gestellt werden.

Es scheint mir, daß man davon Abstand nehmen muß, jedes sprachliche Ausdrucksmittel logisch und etymologisch (im weitesten Sinn) zu erklären. Die Sprache — auch die literarische — wird nicht, oder meistens nicht, im Hellbewußtsein gedrechselt. Es ist z. B. gewiß nicht angebracht, jede Verwendung von *de* begründen zu wollen. Als häufigste Präposition bietet es sich z. B. auch beim historischen Infinitiv ganz einfach als Auftakt, als

Pausenfüllung, als Hiatusstilgung, zur Vermeidung des Zusammenstoßes zweier Akzentsilben, wie etwa ***bon mari rire*, was übrigens Lerch p. 245 erwähnt, wie er auch *que de* p. 280 ebenso erklärt.

Eine große Anzahl von Problemen, z. B. der historische Infinitiv (p. 157 ss.), der Typus *moi y renoncer* p. 156 oder 137 ss., «Verkürzungen» wie *gens debout* p. 162, womit *les deux chiens debout* auf eine Linie zu stellen ist, p. 38 *Et monsieur qui va rentrer* u. a., löst sich in unausgewickelte Bewußtseinsinhalte auf, die als «Block» hingeworfen werden. Die Sprecher greifen zum Infinitiv, weil er die allgemeinste Bezeichnungsform eines Tuns ist, so oft ihnen das Tun als solches im Hellbewußtsein steht, die ausführende Person nicht. Mit dieser bildhaften (konkreten!) Auffassung des Tuns¹ dürfte der Gebrauch des Infinitivs bei Kindern zusammenhängen. p. 49 fragt Lerch, ob eine Denkmalaufschrift wie *A toutes les gloires de la France* dem Affekt oder dem Streben nach Kürze zu verdanken sei. Beidem auf einmal. Die affektische Widmung bedarf keines Zusatzes. Alles Ausführende wäre lästig.

Die Beispielreihen sind oft wahllos zusammengestellt. Für modernes Französisch bringt z. B. p. 481 einen lateinischen Beleg, einen altfranzösischen und einen des französisch schreibenden Engländers Hamilton († 1720). Ohne Verwarnung werden Beispiele aus ganz latinisierenden Texten gebracht, z. B. den *Cent Nouvelles nouvelles*, aus archaisierenden wie *La Fontaine* (p. 276). «Wie die Beispiele aus der *Eulalia* und *La Fontaine* lehren», heißt es p. 470. Roland — *La Fontaine* — Panait Istrati können für die Stellung Objekt-Verb nur aus einem bestimmten Gesichtswinkel heraus in einer Beispielreihe auftreten, wenn man nämlich streng chronologisch vorgehend, den Nachweis archaischer Überreste zu erbringen hat. Für heutige Sprachzustände kann das vollkommen archaische *qui bien se mire bien se voit* (p. 2) nur herangezogen werden, um zu zeigen, daß es noch immer möglich ist. Der Unterschied zwischen archaischer und produktiver Wortstellung ist nicht herausgearbeitet.

Ein paar Randbemerkungen.

Zu p. 16. Mißverständlich, wenn von *lasse* gesagt wird «veränderliche Interjektion». Der Ausruf der Mutter ist adjektivisch: Ich arme (*me misera*)! Was ist aus ihm geworden?

Zu p. 69 s. Ob die «maskuline Anrede» der Liebkosung *mon petit* u. ä. nicht eher als Neutrum aufzufassen ist? Unter allen Umständen möchte ich im Namen der Troubadoure und ihrer

¹ Vgl. oben p. 158.

Damen Einspruch dagegen erheben, daß *mi dons* auf eine Stufe zu stellen wäre mit — *mon chat*.

Zu p. 191. Die Auffassung *moi, que chaut* u. ä. scheint mir weniger im Sinne der altfranzösischen Sprache als die Toblers « mit Fragewort nicht an der Spitze » ohne Pause, von Lerch gegeben p. 368.

Zu p. 197. Lerch sieht eine Schwierigkeit in den verschiedenen Tempora von *des bras tendus, des mains qui se cramponnent*... Es ist eine impressionistische Darstellung: Die Arme sind schon ausgestreckt, die Hände krampfen sich zusammen. Mit gleichzeitigen Verbalformen ergäbe sich ein anderes Bild.

Zu p. 255. Die Entwicklung Bestimmtes-Bestimmendes ist im Englischen, Holländischen, Schwedischen vollkommen durchgedrungen, nur im Deutschen nicht.

Zu p. 263. In *Manios med jefaked Numasioi* ist das letzte Wort, die Widmung, sicher nicht Epexege. Vgl. *VRom. 2, Zur Syntax der Inschriften*, p. 108 ss.

Zu p. 324. Die Auseinandersetzung über die Form der enklitischen oder proklitischen Pronomina ist sehr fesselnd. Streng genommen gehört sie allerdings nicht zur Wortstellung, sondern zur rhythmischen Gestaltung des Wortkörpers. Bei *sim tient, sis (si les) tient* finden wohl rhythmische Analogien statt, die von morphologischen gekreuzt werden. *Sim tient* setzt starke Einheitlichkeit der Wortgruppe voraus. Aber die unbewußte rhythmische Entwicklung bleibt neben *Rolanz me tient, Aude les tient* nicht bestehen: das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Formen läßt *sim, sis* schwinden, während *au, du, le* nebeneinander fortleben. Übrigens ist ein großer, von Lerch nicht ganz bereinigter Unterschied nicht zu übersehen: der Unterschied zwischen den schon im ältesten Französischen eingebürgerten Procliticis *li sire, le mur* usw., die niemals verkürzt werden, wenn sie nach einem akzentuierten Wort stehen (im Gegensatz zum Provenzalischen) und ohne weiteres den Satz eröffnen, und den Objektspronomen, die eben nicht am Satzanfang stehen und im Satzinnern verkürzt werden. Offenbar ist die Wandlung zum nicht enklitischen, zu dem zwischen zwei andern Wörtern nicht akzentuierten Wort erst später vor sich gegangen, wenn sich auch schon in der ältesten historischen Zeit das Bestreben nach schwebendem Rhythmus geltend macht. Diese Entwicklung fügt sich in den allgemeinen Gang des damaligen Sprachgeschehens. Die Pendelschwingung des steigenden Hervorhebungsdruckes war vorbei, der Schwebungsausgleich nimmt zu.

Zu p. 360. *La guerre éclata entre eux* ist offenbar irrtümlich unter

hyperbatische Stellungen gesetzt. Oder das Beispiel mußte viel weiter ausgeschnitten werden.

Zu p. 473. Unter « fakultative Ergänzung » stellt Lerch *il mourut chrétiennement*. Das Verb drücke ja schon einen abgeschlossenen Begriff aus. Aber *il mourut* ist eine von Grund aus andere Feststellung. Da an sich selbstverständlich, kommt nur durch die adverbiale Ergänzung (wann, wo, auf welche Weise) im besonderen Falle eine vollständige Mitteilung zustande¹.

Ebd. *Elle regarda les fenêtres du château, longuement*. Nicht « nachträgliche Korrektur », sondern eine neue, durch die Pause hervorgehobene Mitteilung. Der Akzent des persönlichen Vortrages macht hier alles, und der Unterschied zwischen deutschem und französischem Vortrag ist wohl der Hauptgrund, weshalb Behaghel die p. 474, N 1 angeführten deutschen Wendungen so unerträglich fand.

Zu p. 484. In *Le Corbeau et le Renard: pour montrer sa belle voix*, ist nicht *belle* das Neue, Wichtige. Der Fuchs hat ja eben die Schönheit seiner Stimme vorausgesetzt und der Rabe ist selbstverständlich durchdrungen davon, daß sie schön ist. Daher: um seine schöne Stimme zu zeigen, um zu erweisen, daß sie so schön ist, wie der Fuchs annimmt.

Zum Schluß ein paar Worte pro domo. Ich bin dem Verfasser herzlich dankbar für den Ausbau und die Fruchtbarmachung verschiedener Anregungen. Gerade darum möchte ich ein paar Mißverständnisse aus dem Weg räumen, wodurch die Widersprüche zwischen ihm und mir sich noch verringern.

Zu p. 257. Daß der « Hochtton » (wie ich damals noch wahllos für den besten Platz des Rhythmus sagte) an erster Satzstelle stehen kann, habe ich *Entwicklung der Rom. Wortstellung aus dem Lat.*, p. 108, *Grundlinien der Wortstellungslehre*, p. 23 ss. und p. 29 gesagt.

Ebd. Daß der älteste Sprachrhythmus fallend ist (also auch der indogermanische) habe ich *Innerer Zusammenhang in der Entwicklung der roman. Spr.*, p. 83 und *Grundlinien*, p. 31, 34, 36 besprochen.

Zu p. 259. Der Unterschied in der Druckeranordnung zwischen dem Lateinischen und dem Französischen betrifft nicht, « wie ich sage », den Satz, sondern die Sprechgruppe. Das ist unverständlich, da doch der Satz aus den Wortgruppen gebildet wird und deren Stellung zueinander den Satzrhythmus ergibt.

¹ Vgl. dagegen das inhaltsähnliche Zitat p. 474, wo die Adverbien allerdings Zusätze sind, *il mourut* aber durch Zeitangabe vervollständigt ist.

Zu p. 262. Ich habe nicht gesagt, daß die Endstellung des Verbs durch griechischen Einfluß hervorgerufen wurde, sondern gerade das Entgegengesetzte (vgl. *Entwicklung*, p. 10), so wie Lerch.

Zu p. 283. Gegen meine Theorie «von einem ewigen Kreislauf» sprachlicher Erscheinungen wendet Lerch ein, die Wandlungen müßten schneller vor sich gehen. Dieser Einwand scheint mir nicht allzuschwer zu widerlegen. In Anbetracht der großen Zeiträume, die sprachliche Wandlungen in Anspruch nehmen, ist die Dauer der einzelnen nicht ohne weiteres abmeßbar. Haben wir doch heute noch aus dem Latein ererbte Stellungen. Andererseits wirkt sich kein Anstoß bis ans Letzte aus, so daß er keinen rein konträr entgegengesetzten Zustand herbeiführt. In einer hochentwickelten Kultursprache bremsst die Überlieferung viel zu sehr. Vgl. *Innerer Zusammenhang*, p. 141 ss.

Wien.

Elise Richter.

★

BENGT HASSELROT, *Etude sur les dialectes d'Ollon et du district d'Aigle* (Vaud). Thèse Uppsala 1937. 281 p.

Besondere Lebensumstände haben Hasselrot veranlaßt, in Aigle Wohnsitz zu nehmen. Er hat seinen Aufenthalt dazu benützt, den Dialekt des Distriktes zu studieren, und er hat das mit einer Energie und einer Umsicht getan, die bewunderungswürdig sind. Mit Beschämung liest der schweizerische Romanist in der Vorrede des Buches, daß der Verfasser sich nicht nur mit dem Lokalfranzösischen vertraut gemacht, sondern daß er es so weit gebracht hat, sich in der von ihm studierten Mundart auszudrücken. Wenige von denen, die sich mit westschweizerischen Dialekten beschäftigt haben, der Schreibende inbegriffen, werden sich rühmen können, ein frankoprovenzalisches Patois zu sprechen. Diese Vertrautheit mit der Mundart und der lange Aufenthalt im Mundartgebiet haben Hasselrot erlaubt, wieder im Gegensatz zu den meisten Verfassern von westschweizerischen Dialektmonographien, sein Material zum größten Teil nicht unter Benutzung von Fragebüchern, sondern in freier Unterhaltung zu sammeln. Das war um so schwieriger, als die Mundart, die er studiert, am Aussterben ist.

Ich glaube allerdings, daß der Verf. die Nachteile des Abfrageverfahrens übertreibt; trotzdem ich die Materialien zu meinen *Assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranzösischen Dialektgruppe* im wesentlichen auf diesem Wege

gesammelt habe (teils in Sätzen, teils in Konjugationslisten), halte ich sie für zuverlässig; und der Vergleich mit Texten und Sammlungen anderer Autoren, auch denen von Hasselrot, beweist, daß ich mich nicht täusche.

Das französisch sprechende Unterwallis, zu dem der waadtländische Bezirk Aigle geographisch gehört, ist eines der bestbekannten Mundartgebiete der französischen Schweiz. Von Cornu's Darstellung der Lautlehre von Bagnes, die ihrerseits an Nigra's *Dialetto di Valsoana* anschließt, ist die frankoprovenzalische Mundartforschung in der Schweiz ausgegangen. Auf Mundarten zwischen St-Maurice und Villeneuve beziehen sich die Erstlingsarbeit von Gilliéron (Vionnaz) und die ausgezeichnete Monographie von Fankhauser (Val d'Iliez) sowie die oben genannte Untersuchung des Unterzeichneten. Die sprachliche Facies des Unterwallis war also bekannt, und man kann nicht sagen, daß die Untersuchung von Hasselrot ihr wesentlich neue Züge verliehen hat. Trotzdem handelt es sich um eine tüchtige und wertvolle Arbeit: Die in Frage stehende Sprachlandschaft erscheint nun genauer umgrenzt und ihr phonetisches Relief in allen Einzelheiten feiner ausgearbeitet als bisher. Hasselrot hat sich auf einem großen Teil des frankoprovenzalischen Gebiets und besonders in Savoyen umgesehen, und das ist nicht einer der geringsten Vorzüge seiner Arbeit. So konnte er Zusammenhänge aufdecken, die bisher übersehen worden sind. Dazu gehört die Feststellung, daß die für das Unterwallis charakteristischen lautlichen Züge sich über die Schweizergrenze hinaus bis zur Dranse d'Abondance erstrecken. Diese bildet eine merkwürdig scharfe Sprachgrenze, die sich historisch nur ungenügend erklären läßt.

Im Lautlichen ist Hasselrot durch die ausgezeichnete Schule von Antonin Duraffour gegangen. Das merkt man seiner Arbeit an; die phonetischen Dinge werden hier mit einer Sorgfalt studiert, die bei uns etwas aus der Mode gekommen ist, und der Verfasser erschöpft alle Möglichkeiten phonetischer Erklärung, bevor er sich widerstrebend entschließt, Entlehnung aus dem Französischen oder Mundartmischung anzunehmen. Das hat seine Vorteile und seine Nachteile. Ein unbestrittener Vorteil ist, daß er nicht leicht hin über phonetische Schwierigkeiten hinweggeht und die Mundartmischung zur Panacee macht. Auf der andern Seite hat man freilich den Eindruck, daß der traditionelle Glaube an die sprachliche Sonderzelle noch stark nachwirkt. Man möchte die Grundbedingung alles mundartlichen Lebens der Gegenwart auf französischem Sprachgebiet, die Zweisprachigkeit, noch stärker betont und in Rechnung gestellt sehen. Wenn auch vieles neu und einleuchtend erklärt wird, so scheint mir doch, daß der Verfasser die

Möglichkeiten der Erkenntnis überschätzt und den lautspekulativen Erwägungen einen zu großen Raum gewährt.

Ihr wahres Gesicht zeigt die Mundart von Ollon in der Behandlung von c^E .¹ (Hasselrot, p. 123 ss.). Spontane Entwicklung und französischer Einfluß, Dialektmischung und Regressionen, satzphonetische, individuelle und Generationsunterschiede vereinigen sich hier zu einem Knäuel von Tatsachen, den auch der größte Scharfsinn und das heißeste Bemühen nicht zu entwirren vermögen. Und ähnlich verhält es sich in andern Fällen. Ist der Wandel von $\tilde{e} > \tilde{a}$, den die Mehrzahl der genferischen Mundarten und gewisse Gebiete von Savoyen aufweisen (O. Keller, *Certoux*, p. 38 ss.; Hasselrot, p. 39 ss.), vom Französischen veranlaßt, wie Keller annimmt, oder autochthon, wie Hasselrot meint? Daß sich in Genf und in seiner nächsten Umgebung der Einfluß des Französischen unmittelbar bemerkbar macht (vgl. besonders die Beispiele aus der *Escalade*), läßt sich wohl kaum bestreiten. Anderswo ist er weniger augenscheinlich; aber liegt die Verschiebung der Nasale in velarer Richtung, wie sie Hasselrot, p. 40, besonders für das Faucigny feststellt, nicht auch in der Entwicklungslinie des Französischen? Die Monophthongierung der zahlreichen frankoprovenzalischen Diphthonge nimmt in den einzelnen Gebieten sehr verschiedene Formen an — als Ganzes gesehen ist sie doch eine Erscheinung, die von der nordfranzösischen Schriftsprache ausgeht. Und Ähnliches läßt sich trotz eines Phasenunterschiedes von mehreren Jahrhunderten vom Schwund der auslautenden Konsonanten und von der Abschwächung der Auslautvokale sagen. Die Großräumigkeit der lautlichen Entwicklung, die ein Charakteristikum Frankreichs ist, kann man auch bei gewissen satzphonetischen Erscheinungen beobachten, so bei der Monophthongierung von $ai > ei > i^1$, die sich von den Freiburger Mundarten nach Süden bis in die provenzalischen Mundarten der Westalpen hinein verfolgen läßt. Ich bin geneigt, der Zweisprachigkeit auch gewisse lautliche Veränderungen zuzuschreiben, die durchaus den Eindruck einheimischer Entwicklung machen, so etwa den individuell auftretenden Übergang von $\theta > f$, den Hasselrot in Ollon festgestellt hat (p. 129 ss.). Wenn wir den zuerst von Gauchat beobachteten satzphonetischen Übergang von $\theta > h$ daneben stellen, der in Charmey und im Pays d'Enhaut vorkommt² und den ich gemeinsam mit Jud als Generationsunter-

¹ Vgl. HASSELROT, p. 62, wo auf GAUCHAT, *L'unité phonétique dans le patois d'une commune* hinzuweisen gewesen wäre.

² Vgl. JABERG, *Sprachwiss. Forschungen u. Erlebnisse*, RH 6, p. 226 s.

schied auch in St-Luc¹ angetroffen habe², so bekommen wir den Eindruck, daß die Patoisants *f* und *h* zu sagen beginnen, weil sie im Begriffe sind, die Aussprache der interdentalen Spiranten zu verlernen, gerade so wie man in gewissen rätoromanischen Grenzgebieten die Aussprache von *č* und *ǵ* verlernt und diese durch *c* und *g* oder andere Surrogatlaute ersetzt³.

Am deutlichsten erfassen wir den gemeinsprachlichen Einfluß da, wo die Lautgeschichte in die Wortgeschichte ausmündet: in der Betrachtung der phonetischen Entwicklung von Einzelwörtern oder von Wortfamilien. Höchst instruktiv sind z. B. die Erörterungen, die Jeanjaquet dem Artikel *anbròhlya* (*ābroχta*) 'Heidelbeere' des GPSR beifügt. Danach ist das mundartliche Wort, das in der Form *ēbroθ^e* auch in Ollon vorkommt (p. 41), zu *ambrocle*, *ambroque*, *ambroche* und *ambrouille* (die erste und die letzte Form selten) französisiert worden, worauf eine sekundäre Patoisierung von *ambroche* zu *ābrotsə*, von *ambroque* zu *ābroka* erfolgte. Dabei werden die lautlichen Verhältnisse noch dadurch kompliziert, daß *ā* hier wie in andern Fällen (vgl. *ambition* > *ēbisyō* und *ancrer* > *ēkra*) durch *ē* ersetzt wird, weil mundartliches *ē* häufig fr. *ā* entspricht⁴. Das Beispiel ist um so bezeichnender, als es sich nicht um ein Kulturwort handelt. Es findet seine Parallele, wie mir scheint, in der Behandlung, die die Ableitungen von *NIDUS* in der Westschweiz erfahren. Wir finden hier für 'nichée' Formen vom afr. Typus *niée*: *nyo*, *ño*, *ña*, etc.; hieher auch Gerster, Montana *nīkā* zu *nīk*. Daneben kommen mit dem Bindekonsonant *t* gebildete Ableitungen vom Typus 'nillée' vor. Vgl. die von Pierrhumbert, *Dict. neuch.*, unter *nillée* zusammengestellten volksfranzösischen Formen und Grimentz⁵ *lī nīgta* zu *nīk*, Vionnaz *nīdā*, Leys. *nīda*, Blonay, p. 373 *nēta*.

¹ Im Val d'Anniviers im französischen Oberwallis.

² Vgl. E. MURET im *BGl.* 11 (1912), 66 und TERRACINI, *AGI* 18 (1914), 174 ss.

³ Vgl. AIS V, 948 *calda* und VI, 1114 *galto*, etc. Typisch sind in dieser Beziehung die Verhältnisse im Sulzberg und Nonsberg, über deren Charakter die phonetischen Bemerkungen von Scheuermeier keinen Zweifel lassen. Vgl. andererseits die aus der Reaktion gegen den deutschen Einfluß hervorgehenden Überentäußerungen vom Typus *CENA* > *čayna* > *čayna* im bündnerischen Münstertal bei A. SCHORTA, *Lautlehre der Mundart von Müstair*, RH 7, §§ 114–115.

⁴ Vgl. auch HASSELROT, *a. a. O.*

⁵ Die Formen von Grimentz, Leysin und L'Etivaz nach eigenen Aufnahmen.

Derselbe Stamm tritt in *niller* 'nicher' und besonders in *nillon* 'nichet' ('Nestei') auf, wobei, solange uns die Materialien des *GPSR* fehlen, schwer zu entscheiden ist, ob wir es mit einer volksfranzösischen oder mit mundartlicher Stammbildung zu tun haben. Soviel ist aber sicher, daß volksfr. *niller* wieder auf die Mundarten zurückwirkt; sonst würden wir nicht neben einem regelrechten *nīdi* in Leysin, *nyti* in Val d'Illez und *nītē* in Troistorrents (beide bei Fankhauser, p. 36), sowie *nəti* in Blonay (p. 373) in Vionnaz ein *nīda* haben, das offensichtlich patoisiertes *niller* ist (Inf. Endung -a statt -i wie sonst nach Palatal). Analog in L'Etivaz *nyō* 'Nestei' aus volksfr. *nillon* statt zu erwartendem *nīdō* (*t* hier > *d*). Wie ältere und jüngere Formen durcheinandergehen, zeigen in Leysin *nītsi* neben *nīdi* und *dənītsi* neben *dənīdi*, in L'Etivaz *dən³tsi* und *dənədi*; und ganz aus der Reihe fällt in Blonay (p. 102) *dənəzi*, das als Neubildung mit z-Stamm einer Mundart anzusehen ist, die nicht mehr wo aus und ein weiß.

Neben dem Lautlichen gilt das Interesse von Hasselrot vor allem dem Lexikologischen. Er hat seiner Lautlehre nur kurze Notizen zu Morphologie (verdienstlicherweise besonders zu dem sonst vernachlässigten Pronomen) und Syntax, einige Texte, Palatogramme und Kärtchen beigelegt — die *pièce de résistance* bildet neben der Phonetik das wertvolle, mit Abbildungen versehene, sorgfältige Glossar von Ollon, das an Umfang (81 Seiten mit Doppelspalten) alle Wortsammlungen bedeutend überragt, die den bisher veröffentlichten Monographien westschweizerischer Mundarten beigegeben worden sind. Wir erhalten so neben dem Wörterbuch von Blonay ein zweites genau lokalisiertes waadtländisches Vokabular, das ausgezeichnete Dienste leisten wird, so lange das *GPSR* nicht vollständig erschienen ist.

Es ist verständlich, wenn der Verfasser nicht nur Wortsammler, sondern auch Wortdeuter sein wollte. So findet man denn in den Paragraphen seiner Lautlehre und in den Anmerkungen dazu recht viel etymologische Materialien und Deutungsversuche. Daß bei den letztern manches zweifelhaft ist, liegt in der Natur der Sache. Größere Erfahrung in solchen Dingen wird den begabten schwedischen Sprachforscher erkennen lassen, daß er da und dort etwas größere Zurückhaltung hätte üben sollen. Das gilt auch für die Ansetzung der schematischen Formeln, mit denen man nach einem nicht lobenswerten Gebrauch die Wortbildungselemente anzudeuten pflegt¹.

¹ Schemata wie *ASSEDITA, *MASTIC'ATORIA, *RE'MERCED'ARE, *FASTID'ICARE werden, davon ist gewiß auch der Verfasser überzeugt, der Geschichte von Wörtern wie *asita* 'assiette', *matšer*^e

Die Lektüre der Arbeit hat mich auf ein Feld der Forschung zurückgeführt, das mir lieb ist und doch etwas fremd geworden war. Sie hat mir mannigfache Anregungen gebracht. Ein Zeugnis davon mögen die etymologischen Marginalien sein, die ich hier folgen lasse.

Etymologische Randbemerkungen

p. 25. 「*satiblo*」 (so Bridel, in Ollon *šatibðə*) 'leicht gangbar, leicht bearbeitbar', das H. in einigen westschweizerischen und savoyischen Mundarten nachweist, darf vielleicht mit *SUAVIS* (bei Bridel *cha*, *tscha*, *sia*, *schia*, in Ollon *swā*, Ormont-Dessus *swa*, Blonay *šā* usf.) in Zusammenhang gebracht werden, das in seiner Bedeutung und in seinem heutigen Verbreitungsgebiet mit 「*satiblo*」 übereinstimmt. Ich denke an eine Ableitung mit dem Suffix 「*-ible*」 in lehnwörtlicher Form (vgl. Ollon *teribðə*) und dem Bindekonsonant *t*. Vgl. afr. *souatume*, *souatime*, ALF K. 1809 *doucement* und 1867 *parler à voix basse* mit den Formen *syaut* und *syaudet* in Südfrankreich, die man bei Mistral unter *siau* wiederfindet, wo auch das Femin. *siauto* steht.

Daß p. 36 *tabqrñə* 'charlatan' (so auch bei Pierrehumbert, p. 584) eine moderne Ableitung von *taborna* = 「*ta(m)bouriner*」 ist, ersieht man aus der Verschiedenheit der Suffixe in den Nachbarmundarten: 「*labourgneux*」 (Blonay, p. 553), 「*ta(m)bournier*」 (Const. und Désorm., Pierrehumbert etc.). Es kann sich also hier ebensowenig um die Erhaltung eines Nominativs handeln wie bei *byopâr^e*, *byofé*, die im Französischen erst seit dem 15. Jh. belegt sind; und ähnlich steht es mit den andern p. 36 genannten Wörtern auf *-yo* = fr. *-eau*, wie H. selbst für *syə* (vgl. p. 145) und *ridyə* annimmt.

p. 39. *EX·SEMEN > *esē* s. m. 'largeur de terrain qu'on peut ensementer d'un seul jet' (vgl. Blonay, p. 150 *esē* s. m. 'bande de terrain jalonnée pour l'ensemencement') würde ich auf keinen Fall zu konstruieren wagen und ein Verbalsubstantiv zu *EX·SEMINARE nur dann annehmen, wenn dieses Verbum in der Gegend belegt wäre¹. Ich kann es aber in ganz Frankreich nirgends mit

「*mâchoire*」, *rəmašā* 「*remercier*」, *fātsi* 「*fâcher*」 nicht gerecht: keines dieser Wörter ist vor dem 14. Jh. belegt. Ob das Suffix von *bubəð^e* 'bobine' einem -ILIA oder einem -ICULA (p. 105) entspricht, ist ein imaginäres Problem. Die Verbalbildung 「*epereyi*」 'enlever les pierres d'un pré' deutet man, wenn das nötig ist, besser mit einem 「*ép(i)erroyer*」 als mit *EX·PETR·ICARE an (-oyer doch wohl = -IDIARE) usf.

¹ Mehrfach auftretendes 「*essemmer*」 'éparpiller, disséminer, dis-

Sicherheit feststellen, weder in Dialektwörterbüchern noch im *ALF* (s. K. 1216). Godefroy *essemée* s. f. 'terre ensemencée' mit einem nicht lokalisierten Beispiel aus dem Anfang des 15. Jh. (vgl. auch Littré) ist vereinzelt; *essemins* 'semences' (Puitspelu) und ähnliche Formen in derselben Gegend (vgl. *Dict. des Terres Froides* etc.) beruhen wohl auf Artikelagglutination. *esē* ist jedenfalls identisch mit dem Getreide- und Landmaß, für das man bei Du Cange unter *assinus*, *aissinus*, *essinum*, *essinus* und bei Godefroy unter *aissin* zahlreiche Belege findet. Vgl. auch A. Thomas, *R* 28, 183, N; Tobler-Lommatzsch unter *aissin* und K. Glaser, *Die Maß- und Gewichtsbezeichnungen des Französischen*, *ZFSL* 26¹ (1903), 202. Für die Verwendung von Hohlmaßbezeichnungen als Ackermaße s. bei K. Glaser, p. 195 ss. Die Bedeutungen 'Säestreifen' ('étendue de terrain qu'un homme couvre de grains à chaque fois qu'il traverse un terrain en projetant la semence') und 'Landmaß' findet man auch in *morv.* (Chambure, p. 33) *aisaumée*, *aichaumée* vereinigt, das Meyer-Lübke im *REW* 7807 irrtümlich zu *SEMINARE* stellt. Es handelt sich, wie Chambure mit Hinweis auf urkundliches *saumata* annimmt, um eine Ableitung von *SAGMA*. *Saumata* ist der Feldstreifen, den man mit einem bestimmten Quantum Korn besät; vgl. K. Glaser, p. 196 *somme*, *prov. saumado*.

Kaum ein Zweifel kann bestehen, daß p. 57 *krāðe* 'mauvaise vache' eine Ableitung zu **CRODIOS* darstellt, das sich in Ollon und anderswo in der Form *krūy* usw. 'mauvais' (vgl. p. 73) findet. Vgl. p. 64 in Panex **ROTARIA* > *rār* 'ornière'. — *ñq* (p. 62, N 3 und p. 93), im Glossar mit der Bedeutungsangabe 'groupe de gens, tas', gehört weder zu **NIDACULU* noch zu *NIDALE*, sondern zu 'niée'. Die Bedeutung 'Gruppe von Personen, besonders von Kindern' ist auch sonst belegt. Vgl. fr. *une nichée d'enfants* und siehe oben p. 167 s.

Zu p. 62 und N 4 *res* s. f. 'portion de vigne en pente, retenue par un mur' [es wird wie in Blonay eine Terrassenstufe gemeint sein] gibt Hasselrot frankoprovenzalische Parallelen mit den Bedeutungen 'Landstreifen, Furche'¹ (vgl. Jud in *Donum nat. Jaberg*, dazu *VRom.* 4, 143), 'Scheitellinie' usf.² Der Hinweis des Ver-

perser' wird man mit *FEW* eher zu *EXAMEN* als zu **EXSEMINARE* stellen.

¹ FERTIAULT, *Dict. du lang. pop. Verduno-Chalonnais*, verzeichnet *raisse* s. f. mit der Bedeutung 'sillon doublé (sillon offensichtlich = 'Ackerstreifen'), tracé au moyen de six raies, pour l'ensemencement du maïs et des pommes de terre'.

² Vgl. auch MERIAN, *Die franz. Namen des Regenbogens*, p. 59.

fassers auf die lautliche Übereinstimmung der Wörter mit den Resultaten von FASCIA legt den Gedanken nahe, daß von einem RASCIA auszugehen ist. Diese Form steht in der Tat bei Du Cange (*rascia de vinea*, *rascia vineae*) mit Belegen aus nicht datierten burgundischen Dokumenten und mit einem Verweis auf solche, die Mabillon in den *Acta sanctorum ordinis S. Benedicti*, saec. VI, pars prima (Paris 1701), p. 643 ss., ebenfalls aus burgundischen Urkunden (Gegend von Mâcon) gibt, datiert von 1023 bis 1038. Hier auch die Schreibungen *raxa* und *raxia*. Ob wir es dabei mit Latinisierungen eines mundartlichen Wortes zu tun haben, bleibe dahingestellt. Es genüge die Feststellung, daß es alt ist. Lautliche und semasiologische Anknüpfung ist nach verschiedenen Seiten möglich. Doch handelt es sich um ein zu weitverzweigtes etymologisches Problem, als daß es hier ernsthaft in Angriff genommen werden könnte. Man möchte an eine Kontamination von FASCIA 'Landstreifen' mit dem Stamme RAS- denken, der in gleicher Bedeutung vorkommt; doch ist es wohl möglich, daß die Wurzeln des Wortes tiefer liegen.

p. 77. *kârdz*^e 'vieux sapin' < CORTICEM ist lautlich tadellos, aber in seiner Vereinzelung doch etwas auffällig, um so mehr als das alte einheimische Wort für Rinde im Wallis *RUSCA zu sein scheint (vgl. ALF K. 442 und AIS III, 564). — p. 80, N 1. Ein Suffix -OBILEM erregt Bedenken. *vignoble* ist ein casus sui generis. Vgl. zuletzt G. Alessio, *Sull'etimologia del fr. vignoble* in *StR* 27 (1927), 121 ss. — p. 83. Was ist mit EXMUTA (> *ēmwa* f. 'en chaleur'; *ēmwa* m. 'légèrement ivre') gemeint? Handelt es sich um patoisiertes fr. *ému*; *émue*?

Zu p. 89 und N 1: *bwär*; *bwarta* 'sale'. Das Verbreitungsgebiet des Wortes, wie man es nach den *Tabl. phon.*, no. 359, *laid*; *laide* und den Karten 743 *laid* und I, 183 *brutto* des ALF und des AIS, sowie nach den Angaben des FEW BRUTUS übersehen kann, zeigt deutlich savoyisch-piemontesischen Einfluß. Das in der Westschweiz einheimische Wort für 'häßlich' ist PUTIDUS. Leider fehlt im ALF eine Karte *sale* (die Karte *sucido* des AIS wird im VIII. Bande erscheinen); doch ist nach den Dialektwörterbüchern nicht anzunehmen, daß sie das geographische Bild verändern würde. Die Bedeutungen 'laid', 'vilain' (oft mit moralischer Färbung), 'sale' gehen (auch in Italien) ineinander über, wenn auch lokal die eine oder die andere gesiegt hat.

Bemerkenswert ist *bwartyō* s. f. 'mauvaises herbes', das ich auch in Leysin notiert habe, aber das den Maschen des ALF K. 827 *les mauvaises herbes* entgangen ist. Es handelt sich hier um ein Abstraktum zu *bwär* mit der Grundbedeutung 'saleté', das

Bridel, p. 46 unter *borkia*, *-tia*, *bourtia*, *-kia* s. f. verzeichnet mit den Bedeutungen 'gale, saleté, vilenie; chose de néant, objet de rebut, bagatelle; canaille'. Die letztere Bedeutung, die dem Waadtländer Volksfranzösischen geläufig ist (cf. Wißler, *Das schweiz. Volksfranz.*, p. 143), kehrt auch bei Odin, *Blonay*, p. 77 *burtyá* (franz.vaud. *bourtiá*) wieder. Dazu Ableitungen, die zeigen, daß das Wort recht fest Fuß gefaßt hat. Damit findet auch das von Fankhauser, *Val d'Illiez*, p. 124 und p. 176 angeführte *bortšyô* 'serpent' seine Erklärung, das in derselben Bedeutung bei Bridel (*borthiau*) und auf der K. 1221 serpent des ALF (P. 955 *bòrtš* s. f. und P. 965 *bòrtyà* s. f.) in Savoyen wiederkehrt. Die Wendung ins Konkrete ist ja auch dem fr. *saleté* eigen. Die Erklärung von *bortšyô* 'Schlange' in Val d'Illiez findet ihre Bestätigung in dem von Fankhauser, p. 176 genannten gleichbedeutenden *p^wylí* s. f. in dem naheliegenden Troistorrents und in dem von Constantin und Désormaux für Rumilly verzeichneten *bortêsă* [= 'bruttezza'] 'animal dégoutant, repoussant' (auch von Personen).

In dem Suffix ist wohl fr. *-é* < *-ATEM* zu sehen, wenn auch die Palatalisierung des *t* auffällt. Vgl. jedoch Blonay, p. 77 *burtyě* (vieilli) 'trompeur', Hasselrot, Gloss. *gălyô* 'personne gourmande', *sotšyô* 'saleté' bei Fankhauser, *Val d'Illiez*, p. 124 (zu *sô*; *sôta* 'sale', *là mônětyà* 'les mauvaises herbes' in L'Etivaz (P. 969 des ALF K. 827); *mônet* 'mal net, sale', *mônet* s. m. und *monekia* s. f. 'saleté, immondices, ordure, mauvaise herbe dans un jardin' bei Bridel, p. 251. Vgl. afr. *netéé*, *putéé* etc. M-L, RG II, § 493.

p. 97, N 4 *peilé*, p. 121 und Gloss. *pélé* 'perron, palier' auf *PATELL'ITTU zurückzuführen, ist nicht ratsam. Fr. *palier* tritt in der heutigen Bedeutung erst seit dem 17. Jh. auf und ist etymologisch unklar. — p. 98. *tšê* < CADENTE 'fiente de porc, de chien' erregt wegen seiner Isoliertheit Bedenken, trotzdem es lautlich stimmt. Gibt es dazu in der Romania semasiologische Parallelen? Zu beachten ist übrigens, daß der endungsbetonte Stamm von CADERE in der Gegend *tšiz-* lautet, also zum mindesten bei einer modernen lokalen Ableitung *tšizê* zu erwarten wäre. Man ist versucht, an ein altes 'fien' zu denken (über die ehemalige Verbreitung des Wortes cf. FEW, s. FIMUS), dessen Anlaut an 'chier' (ALF K. 280) angeglichen worden wäre. — p. 105. Der Vorschlag *HORITUS (< HAURITUS) > *vuri* 'stérile, vide' wäre besser unterblieben. — p. 111 *COCTIARE > *kwəsi* 'faire du vent et de la neige'. Die Lektüre von M. Steffen, *Die Ausdrücke für 'Regen' und 'Schnee' im Franz., Rätorom. und Ital.* (Berner Diss. 1935), p. 89–92 wird Hasselrot ohne weiteres davon

überzeugen, daß er hier falsch gesehen hat. Es handelt sich um einen in den Alpen weitverbreiteten lautmalenden Stamm; vgl. schwd. *gure* usw.; cf. J. Jud, *VRom.* 2, 242. — Zu p. 112 *mwardzi* s. m. 'tas de pierres' vgl. jetzt J. U. Hubschmied in *VRom.* 3, 139 ss., spez. p. 146 ss. (gall. *morgā* 'Grenze'). — p. 140 OBICE × HELICE > *ōdzā* 'Lünse'. Eine etwas speditive Art, um mit dem viel diskutierten Worte fertig zu werden! Wie kommt HELIX in die Nähe von OBEX? — p. 146 *šēda* 'coin de fer' (in Leysin *šā^edē*) gehört zu schwd. *Scheide* in derselben Bedeutung. Cf. *SchwId.* 8, 222 b. Das Wort tritt auch auf der K. AIS VII, 550 la bietta in dem graubündnerischen P. 3 Pitasch auf und bedeutet dort neben *kyñ* 'hölzerner Keil' einen Eisenkeil.

p. 149 PERGULA > *berða* 'treille'. Zur Verbreitung und zu den lautlichen Formen des westschweizerischen Typus 'bercle' sehe man ALF K. 1327 treille und die eine bedeutend größere Verbreitung ergebende Arbeit von Gignoux, *La terminologie du vigneron dans les patois de la Suisse romande* (ZRPh. 26, 36) nach. Daß das Wort aus dem Italienischen entlehnt sei, wie REW 6413 annimmt, erscheint ausgeschlossen, wenn man die eben genannte Karte des ALF und die Karte VII, 1308 pergola des AIS betrachtet: 'pergola' ist dem an die Schweiz angrenzenden Teil Oberitaliens fremd. Aber auch eine direkte Ableitung von lat. PERGULA, wie sie Hasselrot annimmt, erscheint wegen des stimmhaften Anlautes und des stimmlosen Inlautes bedenklich. Am nächsten liegt ein *BERTIULA oder ein *BERTULA > *BERCLA zu dem Stamme BERT- 'wiegen', zu dem das FEW unter *BERTIARE einzusehen ist. Wir würden so eine Parallele zu fr. *berceau* 'Gartenlaube' erhalten, das in der Bedeutung 'Reblauge' in manche oberitalienische Mundarten eingedrungen ist. Bemerkenswert ist die selbständige Ableitung und Bedeutungsentfaltung des Stammes 'bercl-' in der Schweiz, worüber man sich am besten bei Pierrehumbert, *Dict. hist. du parler neuchâtelois* etc. unter *bercle*, *bercler*, *berclet*, *berclure* orientiert. Man beachte, daß auch das Rheinland für 'Spalier, Reblauge' nicht lat. PERGULA übernommen, sondern eine selbständige Bezeichnung geschaffen hat, die wie 'bercle' (vom Bogen über der Wiege) vom Begriff 'wölben' ausgeht, nämlich das von Jud, ZRPh. 38 (1917), p. 14 s. und von Frings, *Mitteldeutsche Studien*, 2, p. 59 ss. besprochene *CAMERATA > ostfr. *chambrée*, im anschließenden deutschen Gebiet *kamerte* usf.

p. 154. *kāmāda* s. f., im Gloss. auch das Diminutiv *kāmādeta* s. f. 'mit Ring versehener Keil', der zum Schleppen von Holzstämmen dient'. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß G. Huber, *Les appellations du traineau* recht hat, wenn er p. 50 dieses Wort mit

*CREMASCLUM 'Feuerkette' identifiziert (was das REW 2310 übernimmt), trotzdem es durchwegs im Tonvokal und mancherorts auch in der Wiedergabe von -scl- nicht mit den Wörtern für 'Feuerkette' übereinstimmt. Die beiden Bedeutungen des veraltenden Wortes haben sich im Sprachbewußtsein getrennt, und *CREMASCLUM, ursprünglich wohl 'Schleppkette', dann 'Schleppkeil', ist volksetymologischen Anklängen (an *angle* und *commander*?) unterlegen. Nasalierungen sind, besonders in der Nähe von Nasalen, in unserm Gebiet nichts Seltenes. Vgl. Ollon, p. 148, N 1 *bāfəna* 'bassine', *māfō* 'maçon', dazu *lēšü* 'eau de lessive'; Blonay, p. 606 s. und Tappolet, *Alem. Lehnw.*, II, p. 192 *tsēgā* 'zeigen' (beim Scheibenschießen) = Ollon *tsegā* (umgekehrt Ollon *kəparādzə* 'compéage'). Das Wort ist recht weit verbreitet. Vgl. Pierrehumbert, *Dict. neuch.*, s. *comangle*, *comancle*; Boillot, *Pat. Grand'Combe*: *kümāgy*; Gerster, *Montana*, p. 44: *komanṭet*; Fankhauser, *Val d'Illeiez*, p. 141, N 4: *k²mādo* mit Ableitungen; Martin, *Lallé*: *coumangle* (bei P. 869 des ALF), Chabrand et Rochat, *Queyras*: *timangle*; Arnaud et Morin, *Barcelonnette* (P. 889 des ALF): *cumangle*, in St-Paul (weiter oben im Tal) *quimangle*; ALF Suppl. I unter *coin* (P. 889 *Barcelonnette* *kümāⁿgle*, P. 982 *Maïsette*, waldensisch *timāⁿglə*).

p. 216 Ist die Bedeutung von *kṛdrə* mit 'souhaiter' genügend wiedergegeben? Das Wort entspricht sonst in der Bedeutung deutschem *gönnen*.

p. 241 *rewā* 'égaliser' und *rewā* 'remuer' sind wohl zu trennen. Das erste gehört, wie Hasselrot, p. 144 richtig sagt, zu AEQUARE, das zweite zu REMUTARE, das man in Ollon auch mit der im Frankoprovenzalischen häufigen Form und Bedeutung *remwa* 'umziehen [besonders von einer Alp zur andern]' findet. Die Form *rewa*, *reva* etc. (mit geschwundenem Nasal) meist = 'öter', auch reflexiv gebraucht, kann ich für das Aostatal, das Val de Bagnes, Leysin, L'Etivaz und Damprichard (Franches Montagnes) belegen. Vgl. auch die Karte 956 *ôte ton habit* des ALF mit *rev* an den P. 52 und 71, woneben an den P. 50 und 61 *remwa* steht. In Blonay (p. 479) vereinigt *remwa* die Bedeutungen 'remuer, öter und déménager'; an der Identität von *rewa* und *remwa* (öfter auch = 'öter') ist also kaum zu zweifeln; doch scheinen gegenseitige Beeinflussungen von Mundart und Volksfranzösisch stattgefunden zu haben, die genauer zu untersuchen wären.

Bern.

K. Jaberg.

MGR. A. DEVAUX, *Les Patois du Dauphiné*¹. Tome I: Dictionnaire des Patois des Terres Froides. Tome II: Atlas linguistique des Terres Froides. Lyon, Bibliothèque de la Faculté Catholique des Lettres, 1935.

Die Terres Froides im Nordwesten des Dép. Isère sind ein Hügelland der Dauphiné, das ungefähr umgrenzt wird von den Flüssen Bourbre, Ainan und Fure. Die Höhe über Meer ist zwischen 250–600 m. Es handelt sich um meist gegen Norden geöffnete, rauhe und regenreiche Täler. Die nicht sehr zahlreiche Bevölkerung treibt etwas Landwirtschaft, vor allem aber Industrie: Sägereien, Schmieden, besonders Seidenweberei, die selbstverständlich gegen Lyon hin orientiert ist.

Das vorliegende, 1935 erschienene zweibändige Werk über die Mundarten der Terres Froides hat eine lange Vorgeschichte. Als der Rektor der katholischen Universität Lyon, Mgr. A. Devaux, 1910 starb, gingen die von ihm gesammelten umfangreichen Manuskriptmaterialien an Jules Ronjat in Genf, der sie herauszugeben beabsichtigte. Aber auch ihn ereilte der Tod während der Vorarbeiten. Da übernahmen A. Duraffour und der Abbé P. Gardette die schwierige Aufgabe, gemeinsam die reichen, nunmehr in der Bibliothek von Grenoble deponierten Materialien druckreif zu machen. Was vorlag, bestand einerseits aus einer seit 1870 begonnenen Reihe von *carnets d'enquête* , besonders aus einem Questionnaire von 800 Wörtern, anhand dessen die phonetischen Verhältnisse aller Ortschaften der Terres Froides dargestellt werden sollten, und andererseits aus 20 Heften mehr lexikologischen Inhalts, die zum Teil von Devaux selber, zum Teil von J. Ronjat auf Kartonzettel ausgezogen worden waren.

Die Herausgeber Duraffour und Gardette paßten in erster Linie das von Devaux verwendete Transkriptionssystem demjenigen des *ALF* an, was um so eher ohne Bedenken gewagt werden durfte, als Devaux 1889 in der *Revue des Patois Galloromans* eine Erzählung aus den Terres Froides in der Transkription von Gilliéron veröffentlicht hatte. Vergleichpunkte für die Lautwerte

¹ DEVAUX, MGR. A., *Les Patois du Dauphiné* . Tome I. Dictionnaire des Patois des Terres Froides, avec des mots d'autres parlers dauphinois; œuvre posthume publiée par Antonin Duraffour et l'abbé P. Gardette; précédée d'une biographie de l'auteur par Mgr. F. Lavallée, recteur des Facultés Catholiques de Lyon, et une introduction géographique et historique par M. le chanoine A. Dussert. XC–335 p. — Tome II. Atlas Linguistique des Terres Froides; œuvre posthume publiée par Antonin Duraffour et l'abbé P. Gardette. 416 p.

waren also da. Die phonetischen Materialien wurden zu einem Sprachatlas der Terres Froides geordnet: Ganzer Band II, 394 Karten, auf 67 Dörfer beschränkt. Die lexikologischen Materialien wurden, nach Überprüfung der Widersprüche zwischen Aufnahmeheften und Kartonzetteln, manchmal sogar an Ort und Stelle, zu einem Dictionnaire ausgearbeitet: Band I, p. 1–278, mit 6707 Artikeln. Bei dieser sorgfältigen Arbeitsweise der Herausgeber können wir trotz der mannigfachen Wechselfälle des Werkes sicher sein, daß sowohl die phonetischen Karten als das eigentliche Wörterbuch an Genauigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Der Dictionnaire beschränkt sich nun allerdings im Gegensatz zum Atlas nicht auf die Terres Froides. Es wurden einbezogen in erster Linie das von P. Guichard vor 1896 verfaßte Wörterbuch von Crémieu (nördlich der Terres Froides), dann ferner Aufnahmen Duraffours von sehr vielen Punkten außerhalb der Terres Froides. Während das Verzeichnis der von Devaux erfaßten Ortschaften für den Dictionnaire 79 Ortschaften umfaßt, schwillt dasjenige der von Duraffour und Gardette außerhalb der Terres Froides explorierten Lokalitäten auf 144 an. In Wirklichkeit gibt also der erste Band des Werkes den Wortschatz des größten Teiles des Dép. Isère wieder.

Wenn wir die bereits vorhandenen Werke¹ über die Mundarten des Dép. Isère zum Vergleich heranziehen, so sehen wir sofort den gewaltigen Fortschritt dieses neuen Arbeitsmittels: Genaueste Kenntnis der örtlichen Verhältnisse, weil schon Devaux und nun besonders Duraffour und Gardette durch ihre Herkunft mit dem Gebiet innig vertraut sind; infolgedessen sichere und prägnante Definitionen der Wörter; sehr reiches, sorgfältig geordnetes Material, das alle Lebensgebiete umfaßt; einwandfreie Drucklegung und Einordnung der Materialien. Dazu ein *Index rerum*, der zusammen mit dem *Index verborum* die Benutzung des ersten Bandes in hohem Maße erleichtert und fruchtbringend gestaltet. An Pflanzen z. B. sind weit über 100 aufgeführt, an Tiernamen (außer den

¹ Es sind in der Hauptsache: DEVAUX, *Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen-âge*; FERRAND, *Termes du patois de Jons*; RIVIÈRE, *Notes sur le langage de St-Maurice-de-l'Exil*; RONJAT, E., *Lexique patois, dialecte du canton de Beau-repaire* (Manuskript); BLANCHET, *Dictionnaire des mots patois du Voironnais*; RAVANAT, *Dictionnaire du patois des environs de Grenoble*; ferner die Wörterbücher von Charbot-Blanchet, Moutier, und die Punkte des ALF 829, 849, 912, 921, 922, 931, 940, 942, 950, wovon 931 (Charavines) in den Terres Froides.

Haustieren) über 50! Der Mundartforscher, der die großen Schwierigkeiten kennt, um gerade hier zu einer sichern Auskunft zu kommen, wird diese verblüffend hohe Zahl gebührend würdigen. Überhaupt ist der *Index rerum*, von dem die Verfasser bescheiden sagen, er gebe nur eine *idée approximative* von der Reichhaltigkeit der Ausdrücke, geradezu vorbildlich. Man vergleiche z. B. den Abschnitt A, *La vie en général* mit den Unterkapiteln *Le temps*, *Vie humaine* (*naissance, mariage, maladie, mort*), *Famille*, *Le corps* (*parties du corps, vêtements*), *Repas*. Oder unter B, *La vie à la campagne* das prächtige Kapitel *Cultures et récoltes*, das nur bei völliger Kenntnis der ländlichen Verhältnisse, der Werkzeuge, Arbeiten und Verrichtungen so übersichtlich und vollständig geschrieben werden konnte.

Die Bedeutung des Dictionnaire ist größer als die des Atlas, der als Ergänzung gedacht ist. Er gibt aber ein recht gutes Bild von der phonetischen Vielgestaltigkeit der Terres Froides, die geographisch nicht zu sehr differenziert sind. Sehr angenehm ist die gute Übersichtlichkeit der Karten. Dadurch, daß Ortschaften mit gleichen Lautformen zusammengefaßt werden in umgrenzte Gruppen, werden die Karten nicht mit Formen überladen, wirken dafür aber sehr plastisch und bleiben klar. Ein einziger Wunsch wäre anzubringen: Die Formen des *ALF* — soweit sie existieren — hätten für den Punkt 931 der Terres Froides zum Vergleich und zur Arbeitersparnis aufgeführt werden können.

Im ganzen sind die beiden Bände über die frankoprovenzalischen Mundarten der Terres Froides ein hochwillkommenes Werk, nicht nur für den Frankoprovenzalisten, sondern sicher auch für den Erforscher des französischen, des provenzalischen und des angrenzenden italienischen Sprachgutes.

Aarau.

Walter Gerster.

★

MARIUS VALKHOFF, *Philologie et littérature wallonnes. Vademecum*; Allard Pierson Stichting, Université d'Amsterdam, n° 15; J. B. Wolters, Groningen et Batavia, 1938; 161 pages et une carte.

M. Valkhoff s'est proposé d'écrire une « initiation pratique à la dialectologie wallonne » (p. 17), « une introduction à l'étude littéraire et linguistique du wallon, qui comprenne, en même temps qu'une brève histoire de la littérature ancienne et nouvelle, un exposé de la vieille langue et d'un patois moderne » (p. 7). Le but de l'ouvrage est surtout philologique (p. 121); toponymie, onomastique, géographie linguistique même, y sont simplement

citées. En outre, le mot Wallonie y désigne, non pas la Belgique romane, mais le domaine moins étendu où règnent les dialectes proprement wallons.

Le livre comprend deux grands chapitres — période ancienne, période nouvelle — avec une introduction, des documents et commentaires et une courte conclusion. Solidement charpenté, harmonieusement équilibré, il séduit d'emblée. Il s'adresse aux apprentis, et même aux initiés, car il effleure d'importants problèmes et donne « le fruit d'enquêtes et d'études personnelles » (p. 7). Aussi convient-il d'examiner à la fois la valeur de ses leçons et la solidité de ses hypothèses.

Le premier chapitre, « généralités », aborde des « thèmes primordiaux » : genèse du wallon, frontière linguistique, répartition des dialectes, caractérisation du wallon, etc. Egalemeut difficiles, ces sujets ne réclamaient pas les mêmes développements. Il eût été hors de propos de s'attarder aux questions controversées; mais peut-être les débutants regretteront-ils que M. V. n'ait pas, dès les premières pages, donné à son exposé des repères certains et frappants, en fixant avec plus de netteté les limites et les caractères des parlers wallons actuels.

Le second chapitre apporte, pour la période ancienne (avant 1600), une véritable « somme » des travaux accomplis. Après avoir montré la dualité de la littérature romane de Belgique, établi la réalité des lettres wallonnes et dressé le répertoire des œuvres, M. V. fait, d'après le ms. 76 G 17 de La Haye, qu'il a édité en partie (*R* 62 [1936], 17-26), le tableau des « traits linguistiques ... dont l'ensemble plus ou moins complet permet d'attribuer tel manuscrit » à la région wallonne; enfin, il relève ceux de ces traits que l'on trouve aussi en picard ou en lorrain. L'intérêt du chapitre mérite d'être souligné: répertoire et tableau rendront de grands services. Une mise au point paraît toutefois nécessaire. M. V. affirme que Jean d'Outremeuse écrit « un wallon savoureux » (p. 29), et, dans la littérature belgo-romane du moyen âge, il distingue, d'après la proportion des éléments dialectaux, des œuvres wallonnes et des œuvres wallonisantes (p. 29-30). Pour ramener à leur valeur exacte cette affirmation et cette distinction, et pour dissiper leur équivoque latente, il faut se reporter à l'article où M. Feller a montré le caractère très composite de la langue écrite au moyen âge en Wallonie¹. — D'autre part, les comparaisons avec les patois modernes dont M. V. fait suivre chacun des traits qu'il étudie semblent plutôt des indications que des équa-

¹ *Français et dialectes chez les auteurs belges du moyen âge*, *Bull. de la Comm. de Top. et de Dial.*, 5 (1931), p. 33-92.

tions; on lira ci-dessous à ce sujet quelques remarques de détail (p. 36, 39).

A propos de la période nouvelle, M. V. trace d'abord, en quinze pages (p. 59-74), un tableau exact et assez complet de la littérature patoisante du 17^e siècle à 1856, date de la fondation de la Société liégeoise de Littérature wallonne. Ensuite, il énumère avec précision les caractères de la langue moderne, ses conservatismes ou archaïsmes, ses innovations, ses idiotismes et enfin ses germanismes. Avec ces derniers, nous touchons une question délicate mais trop peu étudiée pour permettre des conclusions définitives, celle de l'influence germanique sur le wallon. Rapide et prudent, l'exposé de M. V. appelle peu de remarques (voir ci-dessous). Le chapitre se termine par un tableau de la morphologie du dialecte de Warsage. L'auteur a fait une enquête dans ce village proche de la frontière linguistique, et son travail est un modèle de concision et de clarté; les notes historiques, souvent originales, qui suivent chaque paragraphe, méritent une attention particulière, quoique certaines paraissent trop promptes ou trop affirmatives.

Les documents et commentaires qui forment le quatrième chapitre servent « à montrer d'une part l'individualité du wallon en comparaison avec le français, de l'autre, la place spéciale qu'occupe le liégeois parmi les dialectes wallons » (p. 135). Partant de deux parlars voisins, ceux de Warsage et de Clermont-sur-Berwinne, M. V. met en parallèle le hervien, le verviétois et le liégeois, puis les quatre dialectes « littéraires », liégeois, namurois, chestrolais et nivellois; pour ces derniers, il juxtapose les quatre traductions wallonnes de la parabole de l'enfant prodigue. Ainsi se trouvent caractérisés, au point de vue phonétique du moins, les dialectes wallons. A ce chapitre se rattache la carte finale de la Wallonie; ce document précieux, surtout au point de vue didactique, ne manque ni de clarté ni d'élégance; il est dommage que les variations dont il indique les limites n'aient pas fait l'objet d'un exposé minutieux, et aussi que M. V. n'ait pas publié d'autres cartes, morphologiques et lexicologiques.

Avant de conclure, il reste à proposer quelques corrections de détail. Les remarques porteront sur les interprétations plutôt que sur les faits; on ne s'arrêtera pas, par exemple, aux graphies douteuses. Le chiffre qui précède chaque note indique la page. — P. 36, vocalisme, 2: la graphie *au* pour *a* de *grausce* peut-elle être comparée à l'*â* (= *ô*) liégeois moderne (*grâce*, *avocât*), que l'on considère en général comme récent? — 39, 17: peut-on grouper sous un même chef *glore* (= gloire) et *posteis* (= poesteis)? Dans ce dernier mot, *oe* a dû être pris pour le groupe wallon *wè* (cf. *pwèrté* porter), et remplacé par *o*! De même, *pwèstâ* 'podestat'

est souvent écrit *posta(l)*. On peut parler ici d'hypercorrectisme ou de fausse analogie, et même considérer *o* pour *oe* « comme un trait graphique du wallon » (M. Valkhoff, *R* 62, 26). — 39, 18: « *o* + nasale donne souvent *u* à côté de *o*, ce qui pourrait plaider pour la prononciation vélaire de l'*u*: *sunt*, *sumes* ». . . Ne s'agit-il pas d'une graphie plutôt que d'une évolution phonétique? Le scribe, accoutumé à l'orthographe latine et prononçant peut-être le latin comme le français, ne voyait pas de difficulté à écrire *sunt* pour *sont*. Pour *comons*, considéré à cet endroit comme un hypercorrectisme, voyez l'explication exacte p. 85, et comparez wall.mod. *cumon*, fréquent en toponymie. — 43, 14: *v* > *w*: dans *avec*, *w* a le son de *v*; de même, *awone* = *avone*, wall. *avôn*. — 45, 25: confusion de liquides finales: dans *pucelle* et *terre*, ne s'agit-il pas plutôt de rimes approximatives? — 49, 2: confusion de *par* et de *por*: *parfonde* est de l'ancien français et n'offre pas la confusion. — 50, III: *ei* > *oi*: *soloilh*, wall. mod. *sôlô*, n'a pas le suffixe -ICULU, mais -UCULU; cf. *f'nô* *FENUCULU, fenouil. — 51, VII: *liu* LOCU, *giu* IOCU et *riule* REGULA, *niuleie* *NEBULATA, sont comparables, non pas dans leur vocalisme, mais dans leur orthographe; le wall. mod. dit, par exemple, *djeû* et *rûle*. — 54, XVII: *droûverrè* est tiré de *DEREOPERIRAYO; c'est plutôt une formation analogique d'après le présent *droûvère*, de *dro(u)vi* 'ouvrir' (archaïque à La Gleize). — 81 et 82: noter que les suffixes germaniques -*èkè* et -*ik*, comme le préfixe *for-*, sont péjoratifs en wallon; même remarque, par exemple, pour le mot *pôte* 'patte', d'emploi restreint; dans cette question des emprunts, il faut tenir compte des milieux; beaucoup de termes empruntés sont des mots techniques ou portent une nuance affective particulière, souvent péjorative; malgré le nombre de ces emprunts, on peut converser longtemps sans en employer un seul. — 87, hist.: « Le renforcement de l'ancien -*es* féminin du pluriel en -*è* . . . semble un phénomène parallèle au renforcement de -*ent* de la 3^e personne pluriel du présent ». Les deux phénomènes diffèrent; pour l'adjectif, *è* n'est pas général; on dit *lè blākè pòy*, mais *lè pòy sō blāk*; en revanche, on dit toujours *il êmè*. De plus, l'*è* de l'adjectif n'est jamais accentué, tandis que l'*è* du verbe a le même accent que les terminaisons des deux autres personnes: *nò pasā*, *vò pasé*, *i pasè*; dans *nòz êmā*, *vòz émé*, *il êmè*, il y a un accent aux trois personnes sur l'initiale longue *ê*; ajouter cette observation à la remarque p. 107. L'influence du néerlandais pour expliquer la terminaison -*è* du fém. plur. est plus que douteuse. — 95: ajouter à la liste des démonstratifs le substantif *su* (liég. *sî*), affaiblissement de *sou*; c'est lui et non ce dernier qui s'abrège en *s'*; ex. *su n'è rē* 'ce n'est rien', *s'è bē* 'c'est beau'; cf. Haust, *Dict. liég.*,

ci 2. — 96: distinguer *ki* = qui, pronom relatif; *ku* = que, pronom relatif; *ku* = que, conjonction; — de même, dans les pronoms interrogatifs substantifs, observer que *kî* est long et non élidable: *kî veûs-s'?* 'qui vois-tu?' — 97, hist.: l'explication de *luské* (= **lisquels*; venu de *liquels* par assimilation régressive) ne satisfait guère. — 98: *bramê* (bravement) pour 'beaucoup' n'est pas un calque du néerl. *flink wat*; son évolution sémantique est romane: *òvré bramê* 'travailler bravement, de là beaucoup'; cf. von Wartburg, *FEW* I, 249–250. Pour *sakwâ*, *sakî*, *sakwè*, il faudrait tenir compte des observations de M. Delbouille (*Bull. du dict. wallon*, 18, 160); il semble bien qu'on doive remonter aux formules négatives *ne sai quant*, *ne sai qui*, *ne sai quoi*; cf. Haust, édition de *Tâtî l' Pèriqui*, Liège 1934, p. 113, N 32; pour *sakwè*, le type **SAPIO QUID* soulève une difficulté; M. V. lui-même, p. 97, voit dans *kwè* un emprunt du fr. *quoi*. — 105 et 117: *vûn* ne peut être issu de *VENI*, qui donnerait *vê*. — 109: le singulier du futur wallon en *-rê* ne saurait s'expliquer par une extension analogique de la première personne; à Faymonville, par exemple, on conjugue *djôé djòwri*, *têé djòwrê*, *i djòwrê*, tandis que le verbe *avoir* est *dj'ê*, *t'a*, *il a*; cf. aussi Grignard, *Bull. de la Soc. de Litt. wall.*, 50, p. 474. — 110, hist., 8: « L'*ê* de *menons* a été remplacé par *i*, non pas par *u*, à quoi on s'attendrait »: l'*i* est étymologique (lat. *MINARE*). — 114–5: *hêr* ne vient pas de *hair* pour *haïr*; c'est une formation analogique sur le présent *dju hé*; voy. p. 101, 4, et 104. Il semble que la même analogie doive être invoquée pour *deûr* 'devoir', *ôr* 'entendre' = présent indicatif + *r*. *Plêhou* 'plu' (de plaire) ne vient pas de **PLACUTUM*; c'est aussi un produit de l'analogie: cf. *lêr* 'lire', *lêhou* 'lu', etc.; *veûy*, qui n'est pas expliqué, doit être un cas semblable, mais plus complexe. — 118–9: dans les futurs *ôrê* 'aurai', *sôrê* 'saurai', *ô* (liég. *â*) a peut-être remplacé *â*; l'ardennais, par exemple, dit encore *arê*, *sarê*; *fôrê* 'faudrai' correspond à *faurai* plutôt qu'à *farrai*; quant à *sêrê* 'serai', il doit avoir remplacé *siêrê* qui est fréquent dans les textes wallons du 17^e siècle. — 125: l'alphacisme hervien-verviétois (*paral* = parole) n'existe pas dans *krân* 'robinet', qui vient du néerl. *kraan*; voy. Haust, *Dict. liég.*, p. 178.

Ouvrage d'exploration autant que d'introduction, le livre de M. V. ne réalise peut-être pas entièrement la conception ordinaire du vade-mecum. Mais, si l'on songe aux difficultés de l'entreprise, on ne lui épargnera éloges ni vœux. Le débutant y trouvera une masse de faits classés et analysés avec méthode, de nombreux renseignements bibliographiques et un copieux index lexical. Ira-t-on, après cela, reprocher à l'auteur son ardeur parfois

audacieuse à résoudre les problèmes qu'il rencontre? M. V. avance de-ci de-là une hypothèse discutable; mais c'est un guide attachant; s'il ne veille pas toujours aux cailloux du chemin, il ouvre des horizons. Enfin, son « initiation » montre la route parcourue depuis l'époque où M. Wilmotte publiait son petit livre *Le wallon* (Bruxelles 1893). A un demi-siècle d'intervalle, les deux ouvrages se répondent sans se ressembler: de longues et fructueuses années de travail dialectologique les séparent. Mais, comme son prédécesseur, le livre de M. V. marque une sorte d'étape. Puisse-t-il aussi aiguiller quelques chercheurs vers les études wallonnes!

Seraing (Belgique).

L. Remacle.

★

SUZANNE SYLVAIN, *Le créole haïtien. Morphologie et Syntaxe*. Wetteren, de Meester; Port-au-Prince, chez l'auteur, 1936. 8°; 180 pages.

Le travail de Mlle Sylvain est tout d'abord une description morphologique et syntaxique du créole haïtien; mais il est aussi une thèse, au sens propre du terme, sur le rôle de l'élément africain dans la structure du créole. Mlle Sylvain apporte l'indication d'un fait nouveau, la survivance dans le créole d'éléments de vocabulaire africain. Elle dit, p. 10, avoir relevé environ 170 mots d'origine africaine; les quelques mots de cette origine qu'elle a l'occasion de citer sont relatifs aux superstitions qui entourent le culte du vaudou. Elle signale d'autre part que telles formules de ce culte, qu'on croyait dépourvues de toute espèce de sens, ont pu être comprises par des membres d'une société secrète dahoméenne.

Forte de ces données curieuses, Mlle Sylvain s'est attachée à prouver que l'influence africaine était prépondérante dans la structure du créole. Le problème n'est pas nouveau; il a été récemment repris, avec beaucoup de prudence, par M. F. Brunot dans le deuxième fascicule du tome VIII de son *Histoire de la langue française*. En effet, si la majeure partie du vocabulaire créole est du français (avec certains traits dialectaux de l'Ouest de la France), sa structure générale n'est pas romane; disons même: elle n'est pas « occidentale ». Le verbe, par exemple, a une forme unique, ainsi *mâzé* 'manger', mais des indications temporelles et aspectives sont ajoutées à l'aide de mots-outils placés devant cette forme unique: ainsi *té* marque le passé, *a*, *va* ou *ava*, le futur, *l'ava*, *té-va*, *l'a*, le futur par rapport au passé (comme le conditionnel

français), *apé* et ses variantes, une action non achevée, *pu*, un futur de caractère impérieux, *fèk* et *sòt*, un passé récent, etc. Dans cette refonte structurale l'influence africaine a-t-elle été purement négative (destruction de la morphologie et de la syntaxe du français) ou a-t-elle été positive (substitution d'un système structural africain au système structural français)? Pour Mlle Sylvain, elle est évidemment positive, mais, étant donné la pauvreté des innovations véritables du créole, la démonstration ne s'étend pas très loin.

Mlle Sylvain a voulu aller au delà, elle s'est efforcée de trouver une origine africaine aux mots outils et aux procédés de formation du créole. Mais plus d'un des arguments qu'elle entend apporter nuit plus à la thèse qu'elle soutient qu'il ne la fortifie. Elle cite, par exemple, des adjectifs liés à la forme unique du verbe (procédé africain); ainsi *palé* 'bavarde', *mòdé* 'qui mord', *bivélé* 'boiteuse' (p. 47), mais un peu plus haut (p. 40), elle donnait, pour les deux genres: *maléré* 'malheureux', *parésé* 'paresseux', *séryé* 'sérieux', et p. 47 même *blé* 'bleu'; -é créole correspond donc à -é français: *palé* est *parleu(r)*, *modé*: *mordeu(r)*, *bivélé*: *boiteux*. A quoi bon alléguer, à propos du relatif-interrogatif *ki* du créole, *kyi* ou *tyi* des Ewé de l'intérieur, puisque c'est évidemment le français *qui*? quant à la forme suffixée *kisa*?, elle ne peut être que le français *qui ça*? On pourrait faire la même observation sur les morphèmes verbaux que Mlle Sylvain rapproche de mots des langues de l'Afrique occidentale tout en reconnaissant que pour la plupart l'étymologie française est transparente. Je sais bien que l'idée de Mlle Sylvain est que certaines homonymies ont pu jouer entre la langue des maîtres et les langues africaines que parlaient les esclaves importés. Mais des rapprochements entre mots très courts ne prouvent à peu près rien, surtout lorsqu'on se donne la liberté de les choisir dans plusieurs langues de l'Afrique occidentale. En cette matière il conviendrait de rapprocher non des détails isolés, mais des faits essentiels de structure que l'on chercherait ou dans un ensemble bien déterminé de langues africaines ou, si l'on croit avoir des raisons de le faire, dans une seule langue. Ce n'est que par une méthode rigoureuse qu'on pourrait arriver à des résultats probants. L'étude du système phonique et de la mélodie de la phrase pourrait d'ailleurs fournir des données intéressantes. Mlle Sylvain a apporté quelques suggestions heureuses sur l'emploi du ton, il y aurait peut-être à poursuivre dans cette voie.

Strasbourg.

G. Gougenheim.

Studi Ducangiani in Italia: PIETRO SELLA, *Glossario Latino Emiliano*. Con prefazione di Giulio Bertoni. *Studi e Testi*, 74. Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, 1937; pp. XXIV + 407.

L'Italia Superiore è una delle regioni della Romania in cui gli studi di latino medievale siano più progrediti. Già nel Du Cange, il numero dei testi schedati appartenenti all'Alta Italia è relativamente alto¹, e recentemente vi si è aggiunto il *Latinitatis Italicae Medii Aevi inde ab a. CDLXXVI usque ad a. MXXII Lexicon Imperfectum* dell'Arnaldi (in *BD 10*)². Esiste inoltre un numero considerevole di vocabolari regionali e di glossari e glossarietti che comprendono il lessico di singole pubblicazioni di testi, di cui i più importanti sono:

Rossi, Girolamo, *Glossario medioevale ligure*.

Miscellanea di Storia Italiana, ser. III, 4 (1898) e 13 (1909).

Nigra, Costantino, *Saggio lessicale di basso latino curiale*. Torino 1920.

Frola, G., *Corpus Statutorum Canavisii*. In *BSSS* 92, 93, 94, Torino 1918. Glossarium nel tomo III, p. 729-769.

Annali della fabbrica del Duomo di Milano, dall'origine fino al presente, pubblicati a cura della sua Amministrazione. Milano 1877-1885. Glossario nel 2° volume dell'Appendice, p. 295-316.

Gli atti del Comune di Milano fino all'anno 1216, a cura di Cesare Manaresi. Milano 1919. Con glossario (senza le spiegazioni delle voci).

Verga, E., *Le leggi suntuarie milanesi. Gli statuti del 1396 e del 1498*. In *ASLomb.*, ser. III, 9 (1898). Glossario p. 73.

Magistretti, M., *Due inventari del Duomo di Milano del secolo XV*. In *ASLomb.*, ser. IV, 12 (1909). Glossario p. 350 ss.

Frisi, A. F., *Memorie storiche di Monza e sua Corte*. Milano 1794. Glossario nel tomo III.

Salvioni, C., *L'elemento volgare negli statuti latini di Brissago, Intragna e Malesco*, in *BStSvIt.* 19 (1897), 133-170.

Salvioni C., in *ASLomb.*, ser. IV, 39 (1913), 228-243 (Recen-

¹ P. es., MARGARINO, *Bullarium Cassinense*; UGHELLI, *Italia sacra*; *Monumenta Germaniae historica* (carte e leggi longobarde); MURATORI, *Antiquitates, Scriptores, Antichità estensi*; CRESCENZIO; PAPIAS; Statuti di Torino, Avigliana di Susa, Mondovì, Asti, Vercelli, Milano, Como, Valseriana, Riviera di Salò, Mantova, Bologna, Modena, Parma, Piacenza, Busseto, Verona, Padova, Genova, Savona, Firenze, ecc.

² Cf. *VRom.* 3, 196 ss. — La seconda parte del *Lexicon* non è ancora uscita.

- sione dell'opera di Karl Meyer, *Blenio und Leventina von Barbarossa bis Heinrich VII.*)
- Salvioni, C., *Il dialetto di Poschiavo*. Torino 1906 (Estratto da *RcILomb.*, ser. II, 39). Contiene molte voci latine medievali.
- Guarnerio, P. E., *Note dialettologiche agli Statuti latini dell'antico comune di Pedemonte*, in *BStSvIt.* 33 (1911), 1-12.
- Rini, A., *Giunte al Vocabolario di Bormio*. Genève 1924 (Estratto dalla *Bibl.ARom.*, II, 8).
- Lattes, A., *Il « Liber Potheris » del Comune di Brescia*. Studio storico-giuridico (con glossario). In *ASI*, ser. V, 29 (1902), 228-307.
- *¹Gloria, A., *Proposta di un Glossario latino-barbaro e volgare nel medio-evo d'Italia*. Padova 1875 (Seguito da un « Saggio di voci della iniziale A, tratte da alcune fonti Padovane »²).
- Suster, G., *Le origini del volgare di Valsugana Bassa in documenti latini dei secoli XIII e XIV*. In *Tridentum*, 3 (1900), p. 49 ss., 97 ss., 156 ss.³.
- Cipolla, C., *Inventari trascritti da pergamene bobbiesi dei secoli XIII-XIV*. In *Miscell. Stor. Ital.*, ser. III, 13. Glossario p. 249-278.
- *Sella, P., e Vicini, E. P., *Inventari di farmacie modenesi, sec. XIV*. In *Boll. dell'Istituto Stor. Ital. dell'Arte Sanitaria*, anno XXXI, fasc. III, maggio-giugno 1932 (con glossario).
- Parodi, E. G., *Studi liguri*; § 1, *Le carte latine*. Appunti e Note lessicali, in *AGI* 14, 14-21.
- Practical Chemistry in the Twelfth Century* (Trattato arabo « *De aluminibus et salibus* », tradotto in latino da Gerardo da Cremona, 1187). Ed. R. Steele, in *Isis*, 12 (1929). Glossario latino-inglese p. 42-46.
- Glossarietti e indici in edizioni di statuti:
- Corpus Statutorum Italicorum*, volumi 5, Forlì (ed. E. Rinaldi); 14, Modena (ed. E. P. Vicini); 15, Valsesia (ed. C. G. Mor).
- **Statuti del Comune di Padova dal sec. XII all'anno 1285*. Padova 1873. Ed. A. Gloria, con una « *Tavola di voci barbare non comprese nel Glossarium del Du Cange* ».
- Statuta loci Vartii, 1320*. Con glossario a cura di Pietro Sella, ed. R. Soriga, in *BSSS* 129, p. 263-291.

¹ Non ho potuto vedere le opere segnate con *.

² Pubblicato in *Rivista periodica dei lavori della R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti in Padova*, 25.

³ Lavoro che ha qualche valore solo in quanto è un elenco di vocaboli, del resto è opera di dilettante.

Parecchi tomi di *Monumenta Historiae Patriae* contengono glossari o indici, e anche molti volumi della *Biblioteca della Società Storica Subalpina* (BSSS) sono seguiti da indici, ma non da glossari. Pur non essendo dizionari nel senso proprio della parola, conviene citare:

Serra, G., *Contributo toponomastico alla teoria della continuità nel Medioevo delle comunità rurali romane e preromane nell'Italia Superiore*. Cluj 1931 (Con indici delle parole). — Altri lavori del Serra, specialmente in *Dacoromania*.

Gloria, A., *Del volgare illustre dal sec. VII fino a Dante*. Venezia 1880.

Seregini, G., *La popolazione agricola della Lombardia nell'età barbarica*. In *ASLomb.*, ser. III, 3 (1895), 5-77.

Gabotto, F., *L'agricoltura nella regione saluzzese dal sec. XI al XV*. In *BSSS* 15, I, p. I-CLIV, Pinerolo 1901.

A questo elenco si devono aggiungere gli studi di latino medievale del Salvioni (*SM* I, 410; ecc.), dell'Aebischer (specialmente in *BD*) e di altri. Si consulteranno in primo luogo gli *Indices verborum* in *BD*. Anche molti dizionari dei dialetti moderni contengono voci latine medievali (Monti, Longa, Tiraboschi, Rosa, ecc.).

A questa lunga serie si possono ormai aggiungere due glossari di data recente, alquanto differenti fra di loro: P. Sella, *Glossario latino emiliano*, e H. Bosshard, *Saggio di un glossario dell'antico lombardo* (*Bibl.ARom.*, ser. II, 23); il primo è un glossario, che possiamo dire completo, della latinità medievale di una regione italiana, mentre che il secondo, come quello del Nigra, è solo un saggio, cioè un contributo alla storia di un numero limitato di parole, le quali, di conseguenza, possono essere trattate con più abbondanza. Non voglio mancare di osservare che Pietro Sella ha già raccolto i materiali per un secondo dizionario, quello del Veneto.

Molti studiosi e consultatori di questi dizionari regionali avrebbero preferito vedere coordinati questi sforzi e riuniti i materiali in un grande dizionario latino medievale di tutta l'Italia, o persino universale come il Du Cange, e come lo sarà il *Dictionnaire du latin médiéval* dell'Union Académique Internationale. Ma, se si volesse aspettare la pubblicazione di un'opera di tale mole, si priverebbe gli studiosi di preziosi strumenti di lavoro che sono da molti anni e saranno, senza dubbio, ancora per lungo tempo la più importante fonte di studio della lingua delle carte medievali. Questi glossari regionali non impediranno la pubblicazione del Dizionario del latino medievale, anzi, gli recheranno molti e preziosi materiali;

e d'altra parte, abbracciando un territorio meno vasto, possono rispondere molto meglio alle esigenze di queste regioni, rispecchiandone la vita, la storia, i costumi, il diritto e la lingua del Medioevo, in un grado che il Dizionario del latino medievale, sia universale, sia italiano (come quello dell'Arnaldi), non potrà mai raggiungere. E questa vita delle provincie italiane è intensa soprattutto nella seconda metà del Medioevo, cioè nell'epoca che sarà studiata meno approfonditamente nel Dizionario del latino medievale, il quale studierà specialmente l'alto Medioevo. Basta una rapida lettura dell'introduzione al *Glossario latino emiliano*, redatta da Giulio Bertoni, acuto conoscitore del dialetto emiliano, per accertarsi che questo Glossario non interessa solo la filologia, ma anche la storia, il folklore, il diritto, e altre discipline.

Mi sia permesso di segnalare ancora un altro merito che sarà sicuramente molto apprezzato dai lettori di questo Glossario: l'Autore riunisce, alle voci comuni quali *alumen*, *aqua*, *argentum*, *ars*, *assis*, *aurum*, *avis*, ecc., un gran numero di voci che si riferiscono a queste materie. Così si trovano raccolte alle voci *pannus* (p. 250-251), *roba* (p. 296) e *vestimentum* (p. 384-388) preziosissime indicazioni sulla storia del costume e le fogge del vestire nel Medioevo: una sessantina di nomi di stoffe, indicazioni sulle tinte preferite, interessanti descrizioni di vestiti, e in più numerosi rinvii a molte voci che riguardano la sartoria, misure di stoffa, e in genere l'industria tessile.

Forse sarebbe stato preferibile, per la comodità del lettore, riunire in un solo articolo i diversi tipi fonetici di una voce, ora disposti in ordine alfabetico con rinvii (ma non sempre completi) da un posto all'altro, come per es.: *amanechius*, *amaniclus*, *amaniculus*, *amanigia*, *aminculus*, *amuniculus*; *aburatare* e *buratare*; *adonegare* e *donegare*; *ploba*, *plopa* e *pobia*; *rua* e *ruga*.

Questo Glossario, che contiene quasi dieci mila voci, contribuisce agli studi linguistici un materiale ricchissimo e inedito¹. Il

¹ [Mi sia permesso di ritornare sull'ant. emil. *galisinga* 'risarcimento pei danni che il bestiame reca nel terreno altrui', discusso dal BERTONI, *ARom.* 2, 353. Ora gli esempi riuniti da P. SELLA dimostrano l'esistenza non di *galisenga*, ma di *galisegna* che il SERRA, *D* 5, 447 ed il BERTONI (Pref. del volume del Sella, p. VIII) sono concordi per spiegare come discendente di *GALLICINIU* 'pascolo prima del canto del gallo'. Ne risulterebbe dunque caduca l'etimologia fondata sulla forma e sul senso giuridico di **galisinga* (< langob. *GALAUSING*) proposta nella *R* 50, 623 (v. anche *VRom.* 2, 23, N 3). *J. J.*]

Sella si è astenuto da ogni commento linguistico, limitandosi alla spiegazione delle voci e alla citazione degli esempi (nel loro contesto), dando così al suo Glossario essenzialmente il carattere di un elenco di vocaboli, cioè materia di discussione presentata alla scienza.

Zurigo.

H. Bosshard.

★

BRUNO MIGLIORINI, *Lingua contemporanea*, Firenze Sansoni 1938 (Biblioteca del Leonardo, V), 202 p.

Bruno Migliorini, der zum Bedauern der schweizerischen Linguisten die Universität Freiburg verläßt, ist einer der wenigen italienischen Romanisten, die europäisch orientiert sind, europäisch im Sinne der Aufgeschlossenheit neuen sprachwissenschaftlichen Strömungen und Problemstellungen gegenüber, die er in glücklicher Weise auf die italienische Sprachgeschichte anwendet. Das merkt man auch dem frisch und anregend geschriebenen Büchlein an, das sich zwar popularisierend gibt, aber auch dem Fachmann viel Interessantes sagt.

Es zerfällt in vier Kapitel. Im ersten werden die Bedingungen skizziert, von denen die Entwicklung der Gegenwartssprache abhängig ist. Als solche werden erkannt und mit treffenden Beispielen belegt die Journalistik, die ganz besonders den Austausch zwischen geschriebener und gesprochener Sprache fördert, die Reklame, speziell für standardisierte Artikel, Radio und Kinematograph, Schule und Militärdienst, öffentliche Verwaltung, innere Politik und internationale Beziehungen. Daß der Weltkrieg und die Militarisierung Italiens ebenso wie die Entwicklung des Fascismus eine Menge neuer Begriffe und damit neuer Wörter geschaffen haben, ist selbstverständlich. Hübsch wird gezeigt, wie das Bedürfnis nach Kürze einerseits, nach übergeordneten Begriffen andererseits zu Ellipsen wie *il federale = segretario federale*, zu Zusammenfassungen wie *colli* («una valigia, una cassa e una bicicletta costituiscono per l'amministrazione ferroviaria tre colli»), *veicoli* usf. geführt hat. Hier wäre das häßliche *postelegrafonici* einzuordnen, das man in italienischen Zeitungen liest.

Das Soldatenargot hat in Italien weniger üppige Blüten getrieben als in Frankreich. Migliorini gibt dafür die interessante Erklärung, daß das Affektbedürfnis des Italieners durch die Mundarten, die viel besser erhalten sind als in Frankreich, genügend befriedigt werde. Das dürfte zum Teil zutreffen; daneben ist nicht zu vergessen, daß in Italien bis vor kurzem das Großstadt-

milieu gefehlt hat, auf dem das Argot erst recht gedeiht. Dieses ist nicht eine besondere Form der Volkssprache, sondern der Stadtsprache, und es setzt, wie Spitzer¹ gezeigt hat, eine Reaktion gegen städtische Überfeinerung dar, die um so deutlicher wird, in je höhere Schichten es dringt. Das Soldatenargot aber wird von den städtischen Elementen der Truppe geschaffen; es ist ein Stadtargot in Uniform. — Besondere Aufmerksamkeit wendet Migliorini dem Verhältnis zwischen Schriftsprache und Gemeinsprache, zwischen Schriftsprache und Mundart zu. Hier sind die Erörterungen über die Aussprache besonders lesenswert: man ersieht daraus, daß die phonologischen Systeme des regionalen Italienischen z. T. nicht unwesentlich von dem des Toskanischen abweichen. So kennt, wie ich es oft beobachtet habe, das Volksitalienische von Oberitalien bis in hohe Schichten hinauf keinen phonologischen Unterschied zwischen *e* und *ɛ*, *o* und *ɔ*. Diese Vokale werden je nach Tempo, Affekt und Laune oder auch je nach der lautlichen Umgebung — man denke an das lombardische *-ēnt-* — offen oder geschlossen gesprochen.

Das zweite Kapitel, « *Innovazioni grammaticali e lessicali dell'italiano d'oggi* », gibt zahlreiche Beispiele zu den vorausgehenden Erörterungen und vertieft einzelne Gesichtspunkte. Im Grammatischen ist besonders bemerkenswert die Tendenz zur Vereinheitlichung und Regularisierung der Formen (*le case* — *le armi*; *le ernie*; *gli eredi* — *gli individui*; *gli occhi son belli* — *belli occhi* usw.), die ähnliche Wege einschlägt, wie sie das Französische Jahrhunderte vorher gegangen ist.

Das dritte Kapitel, « *Auditorium o auditorio?* », ist dem Einfluß des Lateinischen auf das Italienische und der Frage der Assimilation der lateinischen Entlehnungen gewidmet. Dabei kommen auch jene internationalen Latinismen und (meist latinisierten) Graecismen zur Sprache, die das Italienische auf dem Umwege über andere Sprachen entlehnt hat, was weit häufiger vorgekommen ist, als man annehmen möchte (*captivare* < *captiver*, *circumnavigazione* < *circumnavigation*, *humus*, *alluvium*, *diluvium* usw.). Die indirekten Latinismen und die nicht latinisierten Graecismen tragen in neuerer Zeit besonders stark dazu bei, die Assimilationskraft des Italienischen zu schwächen und z. B. Konsonantengruppen erträglich erscheinen zu lassen, die früher unerträglich waren: *optare*, *opzione*, *uxoricidio*, *cactus* usw. Es ist selbstverständlich, daß Migliorini, von der wissenschaftlichen zur angewandten Linguistik übergehend, *auditorio* gegenüber *auditorium* empfiehlt, den assimilierten Formen gegenüber den nicht assimilierten den

¹ Zum Problem des französischen Argot (NMo. 1, 205–216).

Vorzug gibt, sobald es sich nicht um Ausdrücke handelt, die innerhalb der Sphäre des rein Wissenschaftlichen bleiben.

Im letzten Kapitel, « Purismo e neopurismo », stellt der Verfasser dem kurzsichtigen Purismus des 18. und 19. Jahrhunderts, der unterschiedslos das Fremdwort verdammt, einen aufgeklärten Purismus gegenüber, der Neubildungen und Entlehnungen auf Grund der Einsicht in das Wesen und Werden der Sprache beurteilt. Auch hier verbinden sich wissenschaftliche Einsichten mit normativen Zielen zur « angewandten Linguistik », deren Berechtigung keinem Zweifel unterliegt. Neben Maßstäben, die man von jeher an Fremdwörter und Neubildungen angelegt hat, werden die Kriterien der phonologischen und der morphologischen Anpassung besonders betont. Erstes Erfordernis für die Gangbarkeit eines Neologismus ist, daß er sich dem System der aufnehmenden Sprache einfügt. *turismo*, *turista* und *turistico* sind gut, weil sie sich den analogen Serien *ciclismo*, *ciclista* und *ciclistico*; *fascista* und *fascismo* usf. anreihen; *touring* ist schlecht, weil es im Italienischen weder phonologische noch morphologische Parallelen hat. *Autista*, *(auto)rimessa*, *regista* und *primato* sind neopuristische Errungenschaften gegenüber *chauffeur*, *garage*, *régisseur* und *record*.

Neben dem strukturellen Kriterium bespricht Migliorini mit reicher Exemplifizierung und mit geschickter Anwendung auf den einzelnen Fall eine Reihe anderer Gesichtspunkte, unter denen die der Differenzierung (*impiegato* ist nicht = *ufficiale*) und des evokativen Wertes (*viveur* wirkt anders als *vitaio*, *bonne* anders als *bambinaia*) hervorgehoben seien.

Man sieht aus diesen Andeutungen, daß der Verfasser frei ist von jeder Engherzigkeit. Er vertritt eine sprachliche Autarchie, die die Bedürfnisse des internationalen Verkehrs und die Gemeinsamkeit des europäischen Geistesgutes nicht übersieht. It. *perito* durch *esperto* ersetzen zu wollen, hat keinen Sinn; aber ebenso wenig Sinn hat es, *esposizione* wegen *mostra* und *fiera* aufzugeben, die beide Spezielleres bedeuten, oder das von England ausgegangene, aber in kurzer Zeit europäisch gewordene *realizzare* 'etwas innerlich zur Wirklichkeit werden lassen, in seiner ganzen Bedeutung erfassen' zu verdammen.

Sprachliche Autarchie und Europäismus sind Gegenpole, die sich in allen europäischen Sprachen wiederfinden. Die Autarchie erhält in Italien durch die traditionelle Verbundenheit mit dem Lateinischen und durch die rhetorische Neigung des Italieners eine besondere Färbung. Der Italiener darf sich Neubelebungen lateinischen Sprachgutes gestatten, die anderswo komisch wirken würden. Nur ihm ist es erlaubt, *boxeur* durch *pugile*, *boxe* durch *pugilato*, *pipe-*

line durch *oleodotto* zu ersetzen und einen Kegelklub *circolo bocciolo* zu nennen¹.

Daß Bally's Schriften und seine Methode der Sprachbetrachtung einen starken Eindruck auf Migliorini gemacht haben, ist offensichtlich, auch wenn er sich keineswegs von ihm abhängig zeigt. Man hätte sogar gelegentlich gewünscht, daß er Bally'sche Gedankengänge noch etwas weiter verfolgt hätte, so etwa in der phonologischen Analyse der Wörter, die das Italienische den klassischen Sprachen entlehnt hat. Ich denke hier besonders an die Konstitution der Silbe, worüber Bally, *Ling. gén. et ling. franç.*, p. 268 ss. Entscheidendes gesagt hat. Es wäre etwa darauf hinzuweisen gewesen, daß die Erhaltung der alten und der neuentstandenen Doppelkonsonanten (*rosso - fatto*), die Erhaltung von *s + Kons.* (*pestare*) und *l + Kons.* (*altro*) und diejenige der Nasale (*canto, campo*) verhindern, daß im Italienischen im Innern des Wortes die offene Silbe so stark dominiert wie im Französi-

¹ Der Einfluß des Deutschen auf das Italienische, von dem Migliorini nur en passant spricht, ist zweifellos gering. Er macht sich immerhin, allerdings mehr als individuelle Erscheinung, in höheren Bildungsschichten bemerkbar und würde einmal ein aufmerksames Studium verdienen, das nicht der kruden Übernahme des Fremdwortes, sondern den feineren Einflüssen des Geistes zu gelten hätte. Wörter wie *neoformazione, glottistoria* und *glottosofia*, die MIGLIORINI in seinem Buche *Dal nome proprio al nome comune* verwendet, sind zweifellos deutsch *Neubildung, Sprachgeschichte* und *Sprachphilosophie* nachgeahmt. Wenn sie nicht aus dem Rahmen einheimischer Bildungen heraustreten, so beweist das, daß die strukturelle Verschiedenheit der beiden Sprachen gerade auf gewissen Gebieten der Wortbildung nicht so sehr groß ist, jedenfalls kleiner als zwischen dem Französischen und dem Italienischen. *culturistorico* freilich ist unitalienisch; trotzdem bildet Migliorini ihm *socialculturale, socialreligioso, socialgiuridico* und *sociallinguistico* nach, die meines Wissens im Deutschen nicht gebräuchlich, aber durchaus deutsch gedacht sind.

Nicht ganz irrelevant dürfte die Zahl der dem Deutschen nachgebildeten Abstracta sein. *Eticità* setzt B. CROCE in der *Filosofia della pratica* ausdrücklich zu *Sittlichkeit* in Beziehung, und Substantiva wie *coscienziosità* 'Gewissenhaftigkeit', *incolpevolezza* 'Schuldlosigkeit', *inessenzialità* 'Unwesentlichkeit' sind kaum ohne Mitwirkung des Deutschen zustandegekommen.

Datori di lavoro 'Arbeitgeber' findet sich häufig in den *Discorsi* von MUSSOLINI, und *liberamuratoria* habe ich mir aus der *Storia d'Italia dal 1871 al 1915* von CROCE, p. 264, notiert.

schen. Dieser Umstand trägt mit andern (der Erhaltung der lateinischen Auslautvokale, Akzentuierung und Silbenzahl) wesentlich dazu bei, daß die lateinischen Wörter leichter assimiliert werden als im Französischen und nicht wie dort innerhalb des volkstümlichen ein so stark abweichendes gelehrtes phonologisches System schaffen. Die Angleichung der lateinischen Wörter an das phonologische System des Italienischen beschränkt sich im wesentlichen auf die Assimilation der Mutae (und hie und da anderer Konsonanten) an folgenden Konsonant (OBVIUM > *ovvio*, SUBFIXUM > *suffisso*, INTRODUCTUM > *introdotto*, ADOPTIVUM > *adottivo* usw.), womit es schon lateinische Tendenzen fortsetzt. Das Französische sah sich einer viel schwierigeren Aufgabe gegenüber, und wenn es sie in älteren Sprachperioden zu lösen versucht hat, so hat es sich ihr in jüngerer Zeit nicht gewachsen gezeigt. Es macht übrigens den Anschein, als ob auch das Italienische im Begriffe sei, seine Assimilationskraft zu verlieren, was mit dem größer werdenden Einfluß der Schriftsprache zusammenhängt. Der Rückgang des Analphabetismus und die Verbreitung der Volksbildung bedrohen so das phonologische System des Italienischen (vgl. oben p. 189).

Wenn wie im *Traité de Stylistique française* von Bally die Alltagssprache, die «langue commune», untersucht wird, und wenn die Gegenwartssprache — nach dem Programm die letzten zwanzig Jahre — den Gegenstand von Migliorini's Buch bildet, so wendet sich doch der italienische Forscher entschieden vom Genfer ab, wenn er das Genetische, das Biologische und die Wechselbeziehungen zwischen Kultur und Sprache mit in den Kreis seiner Betrachtung einbezieht. Damit hängt zusammen, daß weder im «Stilistischen» noch im Chronologischen die Grenzen scharf gezogen sind. Die verschiedenen Etagen der Sprache, vom Vulgären bis zum Literarischen, stehen in fortwährendem Austausch miteinander, und die sprachliche Entwicklung der letzten zwanzig Jahre ist ohne ein Zurückgreifen auf ältere Sprachstufen in ihrer Eigenart nicht verständlich. Dazu kommt, daß sich auf dem lexikologischen Gebiet zwar die Änderungen relativ rasch vollziehen und zur Not datierbar sind, daß dagegen zur Erfassung grammatischer Veränderungen ein Zeitraum von zwanzig Jahren nicht genügt. So ist es ganz natürlich, daß die morphologischen und syntaktischen Neuerungen in der *Lingua contemporanea* eine geringere Rolle spielen als die lexikologischen, die zugleich mit den Tatsachen der Wortbildung ihren Hauptgegenstand ausmachen.

Der Fremdsprachige, der den Neuerungen des italienischen Sprachgebrauchs nicht mit derselben Wachheit und Einfühlung zu folgen vermag wie der Einheimische, findet in dem Buche von

Migliorini reiche Belehrung. Ihm wäre es erwünscht gewesen, wenn da und dort die Bedeutung seltener Wörter und Abkürzungen verzeichnet und vor allem, wenn dem Buche ein alphabetisches Register beigegeben worden wäre.

Bern.

K. Jaberg.

★

GÜNTER DIETRICH, *Syntaktisches zu Kalila wa Dimna*. Beiträge zur arabisch-spanischen Übersetzungskunst im 13. Jh., Diss. Berlin, Druck Gotthold Zahn, Kirchhain (Lausitz), 1937, 151 p.

Hält man vom Spanischen aus¹ eine Überschau nach den anderen romanischen Sprachen, so heben sich syntaktisch Besonderheiten heraus, die ihm allein eigen sind; und unwillkürlich wendet sich der Blick auf die große Komponente seines Wortschatzes: das Arabische; ungeachtet dessen, daß es erst vom 8. oder 9. Jh. an wirken konnte auf ein Idiom, das man schon als romanisch anzusprechen hat. Eine Entlehnung eines so unentbehrlichen Bestandteils wie *hasta* 'bis, sogar' gibt dem Linguisten zu denken. Zu den vorhandenen lexikologischen und phonetischen Arbeiten gesellt sich erfreulicherweise jetzt der « erstmalige Versuch » einer Durchdringung der hispano-arabischen syntaktischen Gegebenheiten, den D. in seiner Erstlingsarbeit unternimmt. Zu begrüßen ist nicht allein der Mut zu einer so schwierigen Aufgabe, die außerordentlichen Scharfsinn erfordert. Sie ist mit ehrlichem Ernst durchgeführt, wovon die ständigen methodologischen Überlegungen Zeugnis ablegen. Vor allem darf man dem Verf. den bewußt gewährten Abstand von seinem Stoff hoch anrechnen. Wie leicht verfällt ein Anfänger bei einem glücklichen Fund in den Ruf « Nachahmung »! — manch älterer Romanist müßte sich dessen schuldig bekennen — und geht damit unbequemer weiterer Forschung aus dem Wege. D. darf von diesem Vorwurf restlos freigesprochen werden. Es bewahrte ihn davor eine vorzügliche allgemeinsprachliche Vorbereitung und ein ungewöhnliches Einfühlungsvermögen. So sind seine wesentlichen Deutungsbegriffe nicht « Nachahmung » und « Einfluß » des Arabischen auf das Spanische, sondern « Tendenz », und selbst dieser letztere ist mit übergroßer Vorsicht gebraucht. Ein unruhiges Mißtrauen in die eigene Deutung läßt D. andere Möglichkeiten vorschlagen und erörtern. So hätte das Ergebnis der mühevollen und gründlichen Arbeit

¹ Inbegriffen das Portugiesische, das zu dem behandelten Thema schöne Parallelen liefern würde, vor allem, weil seine Syntax öfter als das Span. die archaischen Wendungen bewahrte.

in einer klaren Zusammenfassung, die leider fehlt, gut etwas stolzer dargeboten werden können als in dem lose angehängten «Ausblick», für den die umfangreiche Diss. den wissenschaftlichen Unterbau liefert. Ihre Zielsetzung — der Verf. hätte das klar aussprechen sollen — geht in Inhalt und Präzisierung auf Prof. A. Steiger (Zürich) zurück. Sie lautet: Wann liegt Einfluß der arabischen Syntax auf die altspanische vor? trotz der verschiedenen Idiomatik auf beiden Seiten und abgesehen von der gewaltsamen Umgestaltung, die notwendig ist, wenn zwei polarartig verschiedene Kulturen wie die arabische und altspanische aufeinanderprallen. Es sind Fragen, die einmünden in den schicksalhaft zueinanderstrebenden und auseinanderspannenden Mächtekomplex Orient-Okzident.

Soweit ich D. verstehe, geht es ihm vornehmlich um den Nachweis des Einflusses im Einzelfall der Übersetzung. Doch ist er so zu fassen, daß die bloße Tatsache einer fremden Vorlage zur Verwendung eines bestimmten Satzbaues im Aspan. verführte, selbst dann, wenn die gewählten Partikeln in beiden Sprachen einander nicht wörtlich entsprechen und auch dann, wenn die in der aspan. Version vorliegende Form im Aspan. an sich vorhanden ist (p. 10/11). Gewiß ist in diesem Sinne der häufige Gebrauch der Konjunktion *i* aus dem Arabischen erklärlich, sowie der parataktische Satzbau. Aber *i* stellt sich auch sonst bei lebhafter Erzählung ein, sogar bei Verfassern, deren Stil nicht als primitiv zu bezeichnen wäre, sondern einige Pflege verrät wie bei Villehardouin. Ich finde da in 36 Reihen 20 Sätze, die mit *et* beginnen, wovon 19 einem arabischen *fa* entsprechen¹. Nicht die Häufigkeit der Konjunktion *i* oder *e* im Aspan. fällt mir auf, eher die Armseligkeit der Übertragung, die für wohldifferenziertes *wa*, *fa* und *ʔumma* nur *e* kennt. (Dietrich, p. 135, Beleg 25).

Nun zunächst zum Inhalt. Hauptteil I handelt vom Relativsatz, in der ersten Hälfte vom syndetischen R., d. h. dem im Arabischen durch Verbindungswörter verknüpften R. Den Ausgangspunkt bildet das Arabische. Ein reiches Material aus der Einleitung zu *Kalila wa Dimna* — nur sie ist in der Diss. ausgewertet — steht zur Verfügung. Mit philologischer Genauigkeit und stilistischem Spürsinn sind die entsprechenden Textstellen einzeln einer Prüfung unterzogen worden. Aus der Menge des Vorzüglichen möchte ich hervorheben die Gegenüberstellung von arab. *fa* und aspan. *ca* (p. 74), die um so mehr anzuerkennen ist, als die beiden Konjunktionen nicht der Stellung nach, sondern

¹ G. PARIS et E. LANSON, *Chrestomathie du moyen âge*, 1908, p. 192–93.

inhaltlich zueinander gehören. Stilistisches Feingefühl verrät p. 81, Beleg 34, die Annahme einer Entsprechung von *huwa* und dem bestimmten Artikel auf span. Seite und gründliche Kenntnis der arab. Grammatik die Einordnung des Personalpronomens *huwa* unter die relativischen Beziehungswörter, Beleg 50; ferner die Darlegung der Funktionen der relativischen Partikeln (p. 69). Zum Beleg 45 (p. 82), wo ein arab. Partizip Präsens durch einen aspan. Relativsatz wiedergegeben ist, *del que duerme*, erinnere ich an das geläufige *el año que viene* 'nächstes Jahr'. — Der Versuch einer Zusammenfassung ist gemacht in einem «graphisch veranschaulichenden Resümee», p. 66. Leider sind die zusammengehörigen Belege nur statistisch errechnet und nicht zueinander gestellt. Gesichtspunkte ließen sich manche finden: die arab. Relativpronomina, das p. 68 genannte Schema oder die in der Einleitung angeführte Übersetzungsmöglichkeit genau-annähernd-übereinstimmungslos oder endlich der Grad sprachlicher Beeinflussung. Dem gutwilligen Leser steht es frei, sich aus dem Irrgarten der Beispiele ein Ergebnis selbst herauszukristallisieren.

Noch zu Hauptteil I gehört an zweiter Stelle der asyndetische Relativsatz. Sowohl hier wie auch für Hauptteil II ist der Ausgangspunkt das Aspan., methodisch bedingt durch das Fehlen der Relativpartikel im Arab. und den Charakter des aspan. Pronomens. Beim asyndetischen Relativsatz ist ebenfalls die hartnäckige Zerkleinerung der Sätze ein Weg zur Erkenntnis, wobei sogar Fragen außerhalb des Themas wie Konjunktiv und Verwendung der Zeiten gestreift werden. D.s. Begabung für Erfühlung sprachlicher Beziehungen wird so recht offenbar bei Beleg 10, p. 92. Die Übersetzung ist ungenau. Im Aspan. taucht ein Relativsatz auf, der die arab. Aufmerksamkeitspartikel *qad* ihres Gehalts beraubt. Für *qad* steht *que*, dem Befund nach Relativpronomen; der Herkunft nach, wie D. annimmt, ein phonetischer Widerhall des arab. *qad*. Es ist sehr schade, daß die Vergleichsbeispiele der Aljamiadoliteratur hier nicht wörtlich angeführt sind. Mir möchte scheinen, daß *que* in dem Satze *que yo he sentido ladrones que andan sobre nuestra casa*¹ inhaltlich etwas von dem aspan. *ca* erborgt hat, das arab. *fa* entspricht, von einem *que*, wie es belegt ist in dem *Libro de los engaños e los ensayamientos de las mugeres: quando vio (la muger) que non estaua (el mançebo) allí, llamó al mançebo & dixo: «sal' acá, que tu señor ydo es su carrera»*², wo *ca* stehen könnte. Und welches ist der Gehalt von *que*

¹ أنى أحس بالصوص قد علوا طهر بيتنا

² Aus ERNST WERNER, *Blütenlese der älteren spanischen Literatur*, Leipzig 1926, p. 35, 28.

in dem Satz: *Que me quilen esos zapatos, que me molestan mucho . . . ?* Zu Beleg 19, p. 94, *como la jarra dela miel, que yaze¹ enella en su fondón* würde meiner Ansicht nach eine Deutung *que* mit *ca-* Inhalt auch denkbar sein. Doch ist auch der Weg, den D. einschlägt, gangbar. Er versteht es, in die Verworrenheit des Satzes Licht zu bringen: *que* als relativische Bindungspartikel, *enella* ein dazugehöriges ungeschickt verwandtes Rückweisepronomen² und Wiederholung des lokalen Gehaltes durch *en su fondón* nach dem Muster *le dijo a él*, vgl. p. 138, Beleg 72. Der Ausdruck « sklavische Nachahmung » ist nun nicht wörtlich anzuwenden; denn die arab. Vorlage verführte nicht eigentlich dazu. Wohl ist es eine Anlehnung an eine im Arabischen häufige Konstruktion; arabische Idiomatik auf Altspanisch.

Die innere Einheit der Diss. ist gewahrt, wenn im Hauptteil II die Stellung des pron. pers. der 3. Person erörtert wird, gewahrt durch das Vorhandensein eines arabischen Rückweisepronomens im Relativsatz. D. gliedert in IIa proklitische, IIb enklitische Fälle, IIc betontes Pronomen der 3. Person, IID die übrigen Pronomina. Schön wäre es freilich, wenn diese Gruppen in der Überschrift zu dem vorausgeschickten reichen Belegmaterial angegeben wären. Man muß sich erst bis p. 128 durchlesen, um hinter den Sinn von IIa usw. zu kommen. Es sei noch ein Wunsch geäußert. Da eine Übereinstimmung selten besteht, hätte man gerade die wenigen Fälle der Übereinstimmung aneinanderreihen sollen, z. B. zu IIc Präposition mit Pronomen etwa *منها della*, zu IIa und IIb die Infinitive vom verbum finitum trennen sollen. Die Mühe hätte sich gelohnt, mindestens zahlenmäßig; eine Brücke wäre geschlagen zu dem lose angehängten Ausblick. Und warum sind, die Einheitlichkeit störend, die Beispiele der modernen Übersetzung (C) mitten unter aspan. gemischt worden?

Nicht nur methodisch, sondern auch technisch ist Hauptteil II von I verschieden: es werden nur die Belege mit möglichem arab. Einfluß geprüft. Zu den sehr eingehenden Ausführungen p. 129 möchte ich nur bemerken, daß eine Stellung *de las aver* häufiger ist als Enklise (bei Dietrich Belege 22 [A] und 38 [B]). Im Portugie-

¹ Es ist sinnstörend, daß *من* hier im Druck ausgefallen ist:

كالقلة من العسل في أسفلها سم

² Man vergleiche das Span. des 20. Jh. von Pío BAROJA, *Las horas solitarias*, p. 65: . . . y también porque no he encontrado una mujer **que** me gustara exclusivamente hablar **con ella** y a ella le gustara hablar conmigo.

sischen hat sich die Proklise beim Infinitiv bis auf den heutigen Tag erhalten. Den subtilen Darlegungen zu Beleg 10, p. 129 ss., zu folgen, ist mir leider nicht gegeben. Ich kann in *delo guarescer* nur einen verbalhaltigen Infinitiv mit seinem Akkusativobjekt in Gestalt des Personalpronomens *lo* erblicken, obwohl auf arab. Seite ein Substantiv gewählt wurde. Wohl aber erkenne ich in dem aspan. *lo*, das in seiner Verwendung eine ungewöhnliche Hebung und Erweiterung erfuhr, die Möglichkeit eines arab. Vorbildes; allerdings anders als D. *Lo* ist eine Art Kollektivum geworden, zu dem der folgende Genetiv die Differenzierung, den Inhalt abgibt: *lo de la ciudad* usw.; ferner *lo cansados que estábamos*. Dafür kann auch *esto* eintreten, aus *Kalila wa Dimna*, Dietrich, p. 39, 34: *Et non me estorvó esto de aver buena parte...*, wo *esto* einem *لئى* entspricht. In seinen Anfängen scheint mir dies *lo* auf ein arab. *شيء* zurückzugehen mit dem Unterschied, daß dieses weniger determiniert ist als span. *lo*. Man vergleiche aus *Alf leila wa leila* das häufige *شيء كثيرا من اصناف الاطعمة* oder *شيء من انواع الطعام*. Die Beziehung zwischen beiden Sprachen ist auf dem Wege der Umkehrung zu finden: zweimal konnte D. *cosa(s)* als Wiedergabe des arab. Relativums *هو الذى* und *ما* anführen: p. 61, Beleg 20; p. 62, 28.

Bei dem Fall 23, p. 131, *halos omne asco de ver* ist mir weniger das enklitische *los* der Nachahmung verdächtig als die Stellung von *omne*. — Schließlich sei noch p. 136, 42 herangezogen. Es geht um die Stellung von *le* in *e esto le faze descuidar...* *e fázele olvidar aquello...* *e fázele dexar*. Der Verf., der hier Gelegenheit hat, das seltsame Wort «Strukturiertheit» zu gestalten, konstatiert nur arabischen Einfluß «bei psychisch gleicher Strukturiertheit». Sie — sofern man sich unter dem Wort etwas denken kann — ist jedoch nicht vorhanden, denn im Falle *esto le faze...* trägt *esto* als Kollektiv den Akzent, demgemäß lehnt sich das Pronomen daran an, ähnlich wie an Konjunktionen — Gruppe IIa gibt zahlreiche Beispiele dafür. Nachher aber ist *faze* zu Beginn eines neuen Hauptsatzes Tonträger, daher *fázele*, wie Gruppe IIb demonstriert.

Lehrreich sind die Fälle zu IIc, die man als eine «Überarabisierung» bezeichnen könnte. Statt ein Possessivpronomen zu setzen wie die arab. Vorlage, wählt der Übersetzer *alas pisadas dellos*, ohne Nötigung. Diese Konstruktion ist der span. Sprache verblieben, sie ist auch portugiesisch¹. Dazu läßt sich folgende eigenartige Beobachtung machen. Heutiges span. *de ello, de esto*,

¹ A. E. DA SILVA DIAS, *Syntaxe Historica Portuguesa*, Lisboa 1933, p. 74.

de eso, ein Reflex von arab. *minhu* oder *eanhu*, ersetzt aspan. *ende*, wie es auch in *Kalīla wa Dimna* (Dietrich, p. 57) vorkommt: *e maravilléme ende* für *هنا* und aus Kap. IV: *yo so ende testigo*¹; sodaß das Aspan. mit seinem *ende* — nebenbei bemerkt ebenfalls mit seinem Lokaladverb *y* — romanischer wirkt als das Neuspanische. Der Gang der Entwicklung hat das Spanische und Portugiesische aus dem galloromanisch-katalanisch-italienischen Sprachkomplex isoliert².

Zu den im *Ausblick* angedeuteten Beeinflussungen möchte ich noch *todo lo in lo he visto todo* als Entsprechung von *كل* beitragen.

Nun noch zum Aufbau des reichen Stoffes, aus dem man mehr als einen Doktorhut hätte erwerben können. Die Einleitung überschüttet den Leser mit einer Fülle von Neuem: Methodologischem, Textüberlieferung, Beispielen zum Problem, persönlichen Erwägungen: all das hätte plastischer gegliedert werden müssen. Anmerkungen sind dazu da, daß man den Stil von Pfropfungen, Klammer- und Schachtelsätzen, von kollegartigen Nebenbemerkungen befreit. Kants gefürchtetes Deutsch ist gegen diese Lektüre ein Kinderspiel. Eine Arbeit wie diese soll auch im Ausland gelesen werden können. Gewiß ist ein persönlicher Stil zu begrüßen, doch wird der Leser es müde, doppelte Verneinungen wie « nicht unwesentlich » in solcher Häufigkeit aufzunehmen, über das Wort « vordringlich » in seiner seltsamen Verwendung andauernd zu stolpern. Daß « Lebvolle », p. 138, kein Druckfehler ist, hat mir ein Privatgespräch mit dem Verf. bewiesen. Ich zweifle daran, daß es weiterleben wird.

Auf die Einleitung folgen Texte. Die Erzählung von der Sklavin *Tawaddud*, die themamäßig ihre Berechtigung hat, aber nicht ausgewertet wird, gehört in einen Anhang. So erfreulich die Gegenüberstellung der beiden Texte in ihrer Gesamtheit ist, so unschön die Raumverteilung.

Die Schlußbemerkungen, p. 145, gipfeln in einer sich kundtuenden Tendenz als erstem positivem Faktum. Darf man nicht doch etwas mehr behaupten nach den Beispielen des «Ausblicks»? Es liegt mir noch ob, ungeachtet obiger Ausstellungen, den Verf. zu seiner schönen Arbeit zu beglückwünschen, in der Hoffnung, daß sie nur ein Anfang war.

Berlin.

Eva Seifert.

★

¹ Bei WERNER, p. 41.

² Man könnte hierin noch weitergehen und auch das Possessivpronomen der 3. Person Plural *su* für Angleichung an das arab. *هو* erklären.

P. SKOK, *Dolazak Slovena na Mediteran* (Das Auftreten der Slawen am Mittelmeer), Split 1934, 8°, 276 p., 2 Karten (*Pomorska biblioteka Jadranske Straže*, Reihe II, 1).

Verfasser wendet sich in seiner Arbeit an das gebildete, einheimische Publikum, dem er einen wissenschaftlich fundierten Überblick über die Ausbreitung der Slawen an der Adria bieten will. Seine zusammenfassende Darstellung gründet sich auf historisches und sprachliches Material, insbesondere auf die Ergebnisse der Ortsnamenforschung, wobei sich Skok vielfach auf eigene Untersuchungen stützen konnte.

Im I. Teil (p. 7–53) streift Verf. vorerst einige Fragen der sogenannten Mittelmeerkultur; dann geht er über zur Betrachtung der ethnographischen und kulturellen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel vor der Ankunft der Slawen. Über die Illyrer, die uns vornehmlich in der geographischen Nomenklatur Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, äußert sich Verf. nur kurz; etwas eingehender widmet er sich den heutigen Albanern, die meist für deren Nachkommen gehalten werden (p. 50–53 u. passim). Ihn interessieren vor allem diejenigen Völker, welche für die Slawen von großer kultureller Bedeutung gewesen sind: Griechen und Römer. Die Griechen, ein Seefahrer- und Handelsvolk, treten an den Küsten des Mittelmeeres als Städtegründer auf. Schon zu Beginn des 7. vorchristlichen Jh. sind sie in die Adria vorgedrungen, haben Korkyra besiedelt und später auch auf dem Festland und einigen Süddalmatien vorgelagerten Inseln Fuß gefaßt. Von ihrer frühen Anwesenheit in dem genannten Gebiete zeugen zahlreiche, aus alter Zeit überlieferte Ortsnamen griechischen Ursprungs. Einer etwas jüngeren Schicht gehören die römischen Ortsnamen an. Die Römer sind gegen Ende des 3. Jh. ins Land der Illyrer eingedrungen; die endgültige Unterwerfung dieses Bergvolkes gelang ihnen aber erst in den letzten Jahren der Regierungszeit des Kaisers Augustus, im sogenannten illyrischen Krieg (6–9 post Chr.). Von diesem Zeitpunkt an saßen die Römer in Dalmatien fest und begannen mit der Kolonisierung des Hinterlandes, für welches die Griechen kein Interesse gezeigt hatten.

Teil II (p. 57–155) ist der Besiedlung der Balkanhalbinsel durch die Slawen gewidmet. Dieselbe fällt aber ins 7. und 8. Jh. und nicht, wie Verf. p. 57 angibt, schon ins 5. und 6. Jh.; letztere Auffassung beruht nämlich auf der unhaltbaren These, daß die Slawen bereits in den ersten nachchristlichen Jh. in der ungarischen Tiefebene und in den österreichischen Alpenländern gesessen hätten, wie sie namentlich L. Niederle¹ vertritt, dem Verf.

¹ Vgl. dessen *Slovanské starožitnosti*, II, 1, Prag 1906, p. 178,

in den Fragen der slawischen Altertumskunde etwas zu vertrauensvoll gefolgt ist. Erst gegen die Mitte des 6. Jh. erreichten die Slawen die Save und wenig früher die untere Donau. Der mangelhafte Schutz der Nordgrenze des byzantinischen Reiches veranlaßte sie zu zahlreichen Einfällen in die Balkanhalbinsel, die sie z. T. im Dienste der Avaren unternommen haben. Der byzantinische Historiker Prokop¹, unsere vornehmste Quelle für jene Zeit, bezeugt uns ausdrücklich, daß die Slawen beutebeladen jeweils wieder über die Save bzw. die untere Donau zurückgekehrt seien. Von einer eigentlichen Besiedlung² der Balkanhalbinsel durch die Slawen kann also erst vom 7. Jh. an die Rede sein. Da die byzantinischen Kaiser den von Norden her einfallenden Slawen im 7. und 8. Jh. nur noch geringen Widerstand leisteten, drangen diese in der Folge bis nach Griechenland vor. Dort wurden sie jedoch nach relativ kurzer Zeit wieder zurückgedrängt, z. T. wohl auch aufgerieben oder von den Griechen aufgesogen. Von ihrer Anwesenheit geben uns nicht wenige in Griechenland erhalten gebliebene Ortsnamen slavischen Ursprungs Zeugnis. Auf der Balkanhalbinsel gerieten die noch heidnischen Slawen bald unter den dominierenden Einfluß der byzantinisch-romanischen Kultur und des Christentums.

p. 91 ss. und im III. Teil (p. 159–242) versucht Verf. die Grenzen des einst von den Slawen auf der Balkanhalbinsel eingenommenen Gebietes aufzuzeigen. Für das Verschwinden der Slawen von den Küsten Nordgriechenlands macht er, außer ihrer Isoliertheit, namentlich das zinzarische Nomadenhirtentum verant-

wo die Behauptung aufgestellt ist, daß die Slawen bereits vom 1.–4. Jh. an an der untern Save, der Vuka, der Theiß und der Černa gesessen haben. Die vom bekannten Prager Archäologen zur Stützung seiner Auffassung aus dem Bereiche der Geschichte und der Toponomastik beigebrachten Argumente sind jedoch nicht stichhaltig. NIEDERLE hat zwar später seine diesbezügliche Ansicht in einigen Punkten geändert, aber prinzipiell an der These von der frühen Ausbreitung der Slawen im Donaauraum festgehalten, vgl. dessen *Manuel de l'antiquité slave*, I, Paris 1923, p. 49 ss. Gegen die von NIEDERLE so früh angesetzte Ausbreitung der Slawen spricht (außer dem vollständigen Mangel verlässlicher historischer Nachrichten) u. a. auch die sehr geringe sprachliche Differenzierung, die die verschiedenen slawischen Sprachen in ihren ältesten Sprachdenkmälern aufweisen.

¹ *De bello Gothico*, III (ed. Haury), cap. 40 u. passim.

² Vgl. auch Šišić, *Geschichte der Kroatien*, I, Agram 1917, p. 51.

wortlich. In Albanien hielten sich die Slawen bis gegen Ende des 16. und teilweise bis zum Beginn des 17. Jh. Sie haben im albanischen Wortschatz und auch in der geographischen Nomenklatur recht bemerkenswerte Spuren hinterlassen.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Verf. der Lage der Südslawen an der Adria. Im Laufe des Mittelalters vollzog sich die allmähliche Slawisierung der einst romanischen Westhälfte der Balkanhalbinsel, von *Ragusa* (serbokr. *Dubrovnik*) bis *Fiume* (*Rijeka*). An der dalmatinischen Küste hatte die Agrarbevölkerung der Serben und Kroaten vorerst nur das Hinterland und den Küstenstrich ohne die Städte am Meer in Besitz genommen. In den Küstenstädten, die den Charakter von Stadtstaaten hatten, wie *Ragusa* (*Dubrovnik*), *Spalato* (*Split*), *Traù* (*Trogir*), *Zara* (*Zadar*) hatte die romanische Bevölkerung auch später (noch im 10. Jh.) das Übergewicht. Namentlich die regierende Oberschicht (Nobilität) war durchwegs romanischer Herkunft. Erst nach und nach faßten die Slawen auch in den romanischen Küstenstädten Fuß. Ihr Vordringen war ein langsames aber gesichertes; denn sie erhielten aus dem bereits slawisierten Hinterland ständig neuen Zuzug. Dem romanischen Element hingegen fehlte eine solche Regenerationsfähigkeit. So bildete sich denn in den dalmatinischen Küstenstädten eine romanisch-slawische Symbiose heraus, in welcher das slawische Element zahlenmäßig nach und nach die Oberhand gewann. Während der Pestjahre (um die Mitte des 14. Jh.) sind ferner zahlreiche dalmatinische Adelsgeschlechter ganz oder teilweise ausgestorben, was eine weitere Verschiebung des ethnischen und politischen Gleichgewichts zugunsten der Slawen zur Folge hatte. Das allmähliche Zurückweichen des romanischen und das ständige Vordringen des slawischen Elementes demonstrieren in überzeugender Weise die alten Urkunden, in welchen die romanischen Personennamen im Laufe der Zeit mehr und mehr durch slawische abgelöst werden¹.

Wenn sich auch die Bevölkerungsverhältnisse in den Küstenstädten nach und nach ganz zugunsten der Slawen verschoben haben, so ist doch der kulturelle Einfluß der Romanen von ausschlaggebender Bedeutung geblieben. Es muß hier auch erwähnt werden, daß Süddalmatien (*Ragusa*) von 1205–1358, Norddalmatien von 1409–1797 unter venetianischer Herrschaft gestanden

¹ Vgl. hierzu die wertvollen, meist auf erstmals herausgegebenes Urkundenmaterial und Archivalien sich stützenden Abhandlungen von KONST. JIREČEK, *Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters*, in *Denkschr. Wien*, 48, 49.

haben. Für die Erforschung der kulturellen Verhältnisse spielen die romanischen Lehnwörter im Serbokroatischen eine wichtige Rolle. Verf. streift dieses Problem in seiner Arbeit nur vereinzelt. Eine zusammenhängende Behandlung dieses Themas fehlt bisher, doch liegt ein beträchtliches Material, mehr oder weniger bearbeitet, in verschiedenen Zeitschriftenaufsätzen und besonders im Wörterbuch der südslawischen Akademie vor. Die systematische Aufarbeitung des romanischen Lehnwörterchatzes ist eine dringende Aufgabe der südslawischen Philologie; sie kann aber nur in enger Fühlungnahme mit der romanistischen Forschung erfolgreich gelöst werden. Die einst große Bedeutung der Romanen an der östlichen Adria wird namentlich auch durch die geographische Nomenklatur Dalmatiens erwiesen. Verf. stützt sich hier auf das uns von Konstantin Porphyrogennetos, *De administrando imperio*, cap. 29–36, hinterlassene Namenmaterial¹, welches er bereits früher schon in einem auch dem deutschsprachigen Leser zugänglichen Aufsatz behandelt hat². Außerdem verwendet Skok in seiner Untersuchung zahlreiche geographische Namen romanischen Ursprungs³, die in den auf Dalmatien Bezug nehmenden lateinischen Urkunden des Mittelalters überliefert und z. T. bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind. Die romanischen Namen haben im allgemeinen im slawischen Munde die fürs Serbokroatische charakteristischen lautlichen Wandlungen mitgemacht und sind demzufolge oft bis zur Unkenntlichkeit verändert, vgl. Ortsnamen wie *Lapdiri* (aus *Lapidaria*), *Poljud* (aus *Paludem*), *Brgat* (aus *Virgatum*, zu *virgo* 'Rute'), *Ston* (aus *Stagnum*; die dem serbokr. *ON Ston* zugrunde liegende romanische Form setzt eine Aussprache *-gn-* = *-ñ-* voraus), *Sulikla*, auch *Sutikva* (aus *San(c)ta Thecla*).

Nicht selten treffen wir in Dalmatien auch (wie auf allen Gebieten, wo verschiedensprachige Völker in Symbiose leben) Doppelnamen wie z. B. *Fiume/Rijeka*.

Über die Namenverhältnisse an der ostadriatischen Küste äußert sich Skok auch in seinem trefflichen Bericht über den

¹ Das ca. 950 entstandene Werk des byzantinischen Autors enthält wichtige Nachrichten über die Serben und Kroaten vom Beginn ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel bis gegen die Mitte des 10. Jh.; vgl. auch die knappe, doch treffende Würdigung dieser Quelle bei Šiřić, *a. a. O.*, p. 14.

² *ZONF* 4 (1928), 213–244 (samt Karte).

³ Vereinzelt handelt es sich um vorromanische Namen, die dann durch romanische Vermittlung zu den Slawen gelangt sind.

Stand der jugoslawischen Ortsnamenforschung¹. Man vergleiche auch noch seinen Aufsatz *Les origines de Raguse*².

Im IV. Teil (p. 245–261) rekapituliert Verf. kurz die heutige Verteilung der Slawen auf dem Balkan. Anschließend versucht er die historischen Faktoren aufzuzeigen, auf Grund derer sich die Slawen an der Adria halten konnten, während sie in Griechenland und Albanien das von ihnen einst eingenommene Gebiet im Laufe der Geschichte wieder preisgeben mußten. Er kommt dabei zum Schluß, daß die slawische Küstenbevölkerung Dalmatiens nicht nur in ethnischer, sondern auch in ökonomischer Hinsicht im Hinterland einen starken Rückhalt besessen habe. In Albanien und Nordgriechenland fehlten aber diese Voraussetzungen.

Die Aufgabe, die sich Verf. gestellt hat, ist treffend gelöst. Besonders anregend wirkt Teil III, worin sich Verf. auf eigenem Forschungsgebiet bewegt. Ich hätte es begrüßt, wenn dem Werk ein Index der behandelten geographischen Namen beigegeben wäre. Den einzelnen Abschnitten folgen nützliche bibliographische Hinweise, die dem Leser gestatten, tiefer in die Materie einzudringen. Zahlreiche in den Text eingestreute Illustrationen zur Kulturgeschichte der Serben und Kroaten sowie einige Karten tragen viel zur Veranschaulichung des Stoffes bei, besonders die Karte über die Verteilung der slawischen und romanischen Siedlungen auf Istrien (p. 241).

Der Name des Verf. bürgt für gewissenhafte Arbeit. Ich habe denn auch nur einige Kleinigkeiten zu beanstanden.

p. 19 wird serbokr. *turanj* direkt aus lat. *TURREM* hergeleitet; die serbische Form des Lehnwortes weist aber auf deutsche Vermittlung hin, vgl. auch Kluge, *Etym. Wtb.*¹¹, 635 s.

p. 89 wird behauptet, daß *Vlah* vorerst nur den Balkanromanen bezeichnet habe. Dann wäre es aber auf ahd. *Valh* (und nicht auf ein germanisches **Valhoz*) zurückzuführen, wie dies schon Miklosich, *Etym. Wtb.*, 393 s. richtig erkannt hat.

In den Ausführungen über den Bulgarennamen (p. 99) scheint mir Verf. anzunehmen, daß die seinerzeit in Griechenland eingedungenen Slawen in ethnischer Hinsicht Serben und Kroaten gewesen seien. Es gibt aber u. a. in den in Frage kommenden geographischen Namen lautliche Indizien, die auch für die frühe Anwesenheit von Bulgaren in Griechenland sprechen. Dieses Problem wird aber erst endgültig diskutiert werden können, wenn

¹ *ZONF* 11 (1935), 157–183. Vgl. hierzu JUD, *VRom.* 1, 210 s., ferner meine Anzeige im *Arch. Europae Centro-orientalis*, 2 (Budapest 1936), p. 391 ss.

² *Slavia*, 10 (1931), p. 449–498.

einmal die in der *Festschrift für J. Rozwadowski*, II, Krakau 1928, p. 153 angekündigte Studie über die slawischen Ortsnamen in Griechenland von Prof. M. Vasmer vorliegt.

Was die Behandlung des Altbulgarischen¹ (p. 208) betrifft, gehe ich mit dem Verf. nicht ganz einig.

Die den Abschluß des gehaltvollen Werkes bildenden Ausführungen (p. 256–259) berühren politische Fragen und gehören somit nicht mehr in den Rahmen dieser Besprechung.

Zürich.

Ernst Dickenmann.

★

¹ Vgl. auch *Južnoslovenski filolog*, 12 (1933), p. 88 ss.